

VI.
X, 38449.
f.

com. Squar. sen. str. 19

38449. VI, X, f.

38449, VII, X, f

Friedrich Jedliczka:

Ein Schurkenstreich.

Schauspiel in drei Aufzügen.



Laibach 1909.

In Kommission bei Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg.

In unserem Verlage erschien im Vorjahre:

Musik und Leben.

Aphorismen und Sentenzen

von Friedrich Jedliczka.

8°, 71 Seiten, broschiert 1 K.

Das Büchlein wurde von der gesamten Presse überaus beifällig aufgenommen. So schreiben darüber z. B.:

Das Wissen für Alle (Nr. 52, 1908).

Geistvolles und eigen Erdachtes findet sich in einem Büchlein, Aphorismen und Sentenzen, betitelt: „Musik und Leben“ von Friedrich Jedliczka. Innige Liebe zur Tonkunst, vor allem zur Instrumentalmusik, spricht aus den knapp und bündig gefaßten Gedankenreihen. Sie ziehen allgemein bekannte Tonwerke in den Kreis der Betrachtung und streifen mit Vorliebe theoretische Dinge. Eine erkleckliche Anzahl treffender Beobachtungen und feiner, einsichtsvoller Bemerkungen ästhetischer und psychologischer Natur ist da ausgestreut. Der Versuchung, einige davon zu zitieren, muß ich aus Raummangel widerstehen. Nur eine besonders charakteristische möge hier Platz finden. „Der Mensch“, schreibt der Verfasser, „gleicht der Tonika, die zur Oberdominante (Liebe – Freude) mit aller Gewalt strebt und zur Unterdominante (Entsagung – Schmerz) gezogen wird. Das ganze Leben ist eine Kadenz aus der Ruhe in die Bewegung und wieder zur Ruhe zurück.“ Diese Probe läßt einen sicheren Schluß auf das Ganze ziehen.

Professor Dr. Dietz.*

* Dr. Dietz ist Professor für Musik an der Wiener Universität.

Friedrich Jedliczka:

Ein Schurkenstreich.

Schauspiel in drei Aufzügen.



Laibach 1909.

In Kommission bei Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg.

Als Manuskript gedruckt.

Nachdrucks-, Übersetzungs- und Aufführungsrecht vorbehalten. — Ent. at Stat. Hall, London.

Für sämtliche Bühnen aller Länder im Verlage des Dr. O. F. Eirich, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien II., Praterstraße Nr. 38, erschienen, und ist das Aufführungsrecht allein von diesem zu erwerben.

F. Jedliczka.

030032657

Buchdruckerei von Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg in Laibach.

Personen.

Norbert Werner, Großindustrieller.

Melitta Werner, seine Frau.

Dr. jur. August Heinisch, Staatsanwalt.

Klara Heinisch, seine Frau.

Erwin von Ehrentreu.

Dr. med. Franz Berger.

Dr. jur. Ferdinand Wollner, Notar.

Berta Branden, Ingenieursgattin.

Elvira Branden, deren Töchterchen.

Toni, Stubenmädchen	} im Hause Werners.
Paul, Bedienter	
Hans, Reitknecht	

Ort der Handlung: Im Hause Werners.

○ ○ ○

Erster Aufzug.



Erster Aufzug.

(Elegant eingerichteter Salon. Rechts und links Türen, welche zu den Wohnzimmern führen, in der Bühnenmitte eine Türe für die Besuche. Rechts eine trauliche Ecke — Garnitur — Tischchen mit Blumen — links ein Salonflügel und Notenständer.)

1. Szene.

Werner — Melitta — Toni.

Werner.

(Werner sitzt auf dem Sofa, liest eine Zeitung, raucht eine Zigarre, neben ihm ein Tischchen mit einer Schale schwarzen Kaffee und einer Kognakflasche mit einem Gläschen. Melitta liegt auf dem Sofa, hat ihren Kopf an Werners Schulter angelehnt und liest ebenfalls; ein großer Bernhardiner liegt zu Werners Füßen.)

Der heutige Leitartikel über die Geschwornengerichte und der Bericht über die Gerichtsverhandlung selbst sind wirklich sehr interessant. Das mußt du lesen, Meli.

Dieses Stubenmädchen, das wegen dem Vitriolattentat gegen ihren früheren Geliebten angeklagt ist, welcher ihr die Ehe versprochen, aber eine andere geheiratet hat und von ihr und seinem Kinde nichts mehr wissen wollte — dieses Stubenmädchen faßt das Problem der Frauenrechtlerinnen, der Suffragetten, von einem ganz anderen natürlicheren Standpunkte aus auf.

Ihre Antworten darauf, daß ihr ehemaliger Geliebter höchstens dazu verhalten werden könnte, ihr eine, seinen dermaligen Verhältnissen entsprechende Alimentation von vielleicht acht oder zehn Kronen monatlich zu zahlen, sind wirklich mitunter sehr treffend, so z. B. kann sie nicht einsehen, daß der Vater eines unehelichen Kindes ganz andere und geringere Pflichten haben soll, als der Vater eines ehelichen Kindes.

Warum fragt sie: Ist er nicht ebenso gut der Vater, wie ich die Mutter bin?

Kann ich etwas dafür, daß er mich nicht geheiratet hat, daß er mich um mein ganzes Lebensglück betrogen hat? Soll ich dafür, daß ich von ihm um alles betrogen worden bin, auch noch bestraft werden?

Muß ich nicht immer die Mutter bleiben und immer für das Kind sorgen, warum er nicht? Es ist ebensogut sein Kind, wie es mein Kind ist.

Wer kann ein Kind mit acht oder zehn Kronen monatlich erhalten, anziehen und etwas lernen lassen — wer kann das? usw.

Ihre Argumentationen erinnern mich unwillkürlich an die der Madame Roland, welche einst ihren Macht-habern zurief:

„Wenn wir Frauen das größte der bestehenden Rechte haben und wie die Männer auf das Schafott gebracht werden können, so darf und kann man uns

die anderen, die viel kleineren Rechte der Männer auch nicht vorenthalten.“ (Liest aus der Zeitung heraus:)

Die Geschwornen haben die Angeklagte, d. h. der Gerichtshof hat das Stubenmädchen freigesprochen, da angenommen wurde, daß sie sich in einem krankhaften, hochgradigen Affektzustande befinde, welcher die Möglichkeit eines Mangels der Zurechnungsfähigkeit nicht ausschließt, und zwar um so weniger, als die Gerichtsärzte aussprachen, daß sie infolge ihrer krankhaften Erregung sich ihrer Tat gar nicht bewußt war.

Was sagst du dazu, Meli?

(Melitta hat aufmerksam zugehört, bei dem Freispruch in freudiger Zustimmung lautlos in die Hände geklatscht, macht aber jetzt, als wenn sie sehr tief schlafen würde; Werner geht auf den Scherz, den er bemerkt, ein und sagt:)

Oho! was ist das? meine brave, fleißige Meli schläft bei hellichtem Tage — nein, so etwas . . .

(Die Uhr schlägt zuerst die Viertelstunden und dann 3 Uhr.)

Meli, auf und laß dir sagen, soeben hat's 3 Uhr geschlagen.

(Melitta rührt sich nicht, Werner steht behutsam auf und legt Melittas Kopf auf einen Polster und verabschiedet sich, Wotans Worte an Brunhilde aus Walküre lächelnd rezitierend:)

Leb' wohl! du braves, du herziges Kind, du meines Herzens heiligster Stolz — leb' wohl — leb' wohl . . .

(küßt sie und will gehen — Melitta hält ihn plötzlich fest).

Melitta (mit Pathos).

Bleib da – bleib da! du hehrster Held – du meines Herzens heiligster Hort (plötzlich aus der Rolle fallend), du bist ein echter Rutschepeter, nirgends hast du eine Rast und Ruh’.

Sag’ mir nur, Norbert, muß denn das sein? Diese ewige Jagd – diese ewige Pünktlichkeit, dieses fortwährende nach der Uhr leben – das muß jeden Menschen mit der Zeit nervös machen – das haben wir zwei doch nicht notwendig.

Werner.

Im Gegenteil, Meli, das nach der Uhr leben, das beruhigt kolossal und stimmt den Menschen fröhlich und heiter – wie freuen sich z. B. die Leute, wenn es endlich 12 Uhr ist und abends, wenn es 6 Uhr schlägt und . . .

Melitta

und wenn es in der Früh um 6 Uhr zur Arbeit dutet, freuen sie sich da auch?

Werner.

Gewiß freuen sie sich und ganz besonders Samstags, weil da Auszahlung ist – aber lassen wir die Neckereien. Schau, Meli, so lange ich Chef der Firma bin, muß es so sein – du weißt, Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige, aber für uns Männer

der Arbeit ist sie mehr als Höflichkeit, da ist sie Pflicht, denn wie der Herr so der Diener, so das ganze Geschäft — also hebe höher dein Köpfchen und . . .

Melitta (kokett)

und (reicht ihm die Lippen zum Kusse)

Werner

(küßt sie) und nun leb' wohl — gegen 7 Uhr abends bin ich wieder da und bleib' dann bei dir — bis — bis — morgen früh.

Melitta.

Wird mich sehr freuen — aber jetzt sag', was soll ich bis 7 Uhr machen? Da sitzen und lesen und mich langweilen und warten, bis du endlich wieder kommst?

Werner (lachend).

Das ist gar nicht notwendig, daß du da sitzen bleibst und dich langweilst, du kannst auch . . . aufstehen und Klavier spielen.

Melitta.

Du bist aber ein böser Mann (fällt ihm um den Hals).
(Es klopft an der Türe, eins, zwei, drei — eins.)

Werner.

Hörst du! kennst du das? das Motiv aus Beethovens V. Symphonie: Das Schicksal klopft, es ruft mich schon.

Melitta.

Dieses Schicksal, das kenne ich schon, das ist der Paul.

Werner.

Richtig erraten! wenn es nicht — der Hans ist, der klopft; also noch einen Kuß (küßt sie) und um 7 Uhr bin ich wieder da — leb' wohl.

(Geht nach links ab — der Bernhardiner geht ihm nach; nach einigen Schritten dreht sich Werner um und wirft Melitta ein Kußhändchen zu; Melitta läuft ihm entgegen; beide gehen zusammen ab.)

(Die Bühne bleibt einen Moment leer, dann kommt von rechts Toni und macht Ordnung im Salon — geht durch die Mitteltür ab.)

2. Szene.

Melitta — Klara.

Melitta

(kommt von rechts herein, geht im Salon ein bißchen herum, setzt sich zum Tische und nimmt ein Buch, liest; nach einigen Augenblicken steht sie auf und geht zum Klavier.)

Man muß doch auf so vieles Schöne erst aufmerksam gemacht werden, ich kenne doch so ziemlich Beethovens Sonaten, aber das Adagio aus der C-moll-Sonate, op. 10, Nr. 1, ist mir gar nicht aufgefallen.

(Geht zum Notenständer, nimmt einen Band heraus, setzt sich zum Klavier und schlägt die Noten auf.)

Natürlich — das hätte ich mir gleich denken können, daß mein Norbert das Adagio kennt, was er nur daher geschrieben hat, wenn ich nur das lesen könnte.
(Liest langsam:)

„Dieses Adagio könnte auch von Mozart sein, so schön, lieblich und melodisch ist alles zum Ausdruck gebracht, welche Innigkeit und Schwermut — was sollte es wohl der Gräfin Browne sagen?“

(Spielt das Adagio von Anfang bis mindestens zum 20. Takte, besser noch, 46. Takte; mittlerweile ist Klara langsam und leise durch die Mitteltür eingetreten und bleibt ruhig stehen.)

Klara.

Bravo — bravo (klatscht in die Hände), großartig! — ich bin ganz überrascht von deiner Künstlerschaft und Virtuosität, das ist ein herrliches Stück . . .

Melitta

(erschrickt, springt auf und eilt Klara freudig entgegen).

Das glaube ich — du Wohnungseinschleicherin — du — Tönediebin — Beethoven ist eben Beethoven.

Klara.

Von Beethoven war das — von Beethoven — wirklich?

Melitta.

Jawohl, von Beethoven, das Adagio aus der C-moll-Sonate, op. 10, Nr. 1, der Gräfin Browne gewidmet.

Klara (lachend).

Nein, wie klug du bist! Seit wann weißt du denn das alles?

Melitta.

Seit wann? O, das weiß ich schon . . . Nein, nein, ich habe gerade von diesem Adagio gelesen und denke dir, wie ich die Sonate aufschlage, finde ich bei diesem Adagio eine lange, lange Bemerkung von Norbert.

Klara.

Das wundert mich nicht, denn Norbert ist doch ein guter Musiker und kennt daher seinen Beethoven . . . Wenn er nur alles so gut kennen würde, zum Beispiel das Leben, d. h. die Hauptsache im Leben, die aber kennt er nicht und auch mein Mann nicht.

Melitta.

Und das ist? wenn man fragen darf?

Klara.

Die Hauptsache im Leben ist doch zu leben, d. h. „zu leben verstehen“, und das verstehen leider unsere beiden Männer nicht. Sie gehen in ihrer Arbeit, in ihrem Berufe ganz auf und was sie „Vergnügen“ nennen, das nennen alle anderen Menschen wieder nur „Arbeit“. Norbert und August wechseln die Berufsarbeit gegen eine andere Arbeit aus und die letztere nennen sie dann ein „Vergnügen“.

Mit anderen Worten, sie kommen aus der Arbeit nie heraus und wollen nicht herauskommen. Es ist

nur zum staunen, daß beide so lustig und so gesund dabei sind und gar keine anderen Bedürfnisse haben. Mit einem Worte, unsere Männer verdienen . . .

Melitta (einfallend)

das Großkreuz vom Orden der braven Ehemänner.

Klara.

Nun, ich wollte etwas anderes beantragen, aber dein Antrag ist der schönere und ehrenvollere und daher verschweig' ich den meinen.

Melitta.

Geh! sag', was du beantragen wolltest?

Klara.

Nein, nein, über das Großkreuz geht nichts mehr; aber Spaß beiseite, heute wird Walküre gegeben, kommst du mit? Wir haben unseren Tag.

Melitta.

Natürlich komme ich mit. Kann Norbert auch mitkommen? Du weißt, er liebt Wagner, „diesen mächtigen eratischen Felsblock in der Sahara der modernen Komposition“, wie er immer sagt, und ganz besonders Walküre, die ist ihm ans Herz gewachsen.

Klara.

Da hat er auch recht, die Brunhilde ist aber auch ein herrlicher Charakter.

Melitta.

Weißt du, was mir Norbert einmal gesagt hat?

Klara.

Nun, was denn?

Melitta.

Wagner hat mit seiner herrlichen Musik sich selbst von der Todsünde freigesprochen, die er mit seiner Dichtung an der Edda, dem Nibelungenliede und an sich selbst begangen hat.

In seinem „Ring des Nibelungen“ belügt und betrügt einer den anderen. Die geschwätzigen Rheintöchter belügen unbewußt den Alberich und dieser wieder wird mit Absicht von Loki betrogen. So geht es immer weiter und weiter, über die um ihren Lohn geprellten Riesen Fafner und Fasolt, über den durch einen ganz unmotivierten Zaubertrank untreu gewordenen Siegfried, bis hinauf zu dem eid- und wortbrüchigen Wanderer – Wotan. Der einzige wahrhaft edle, schöne, zum Herzen gehende Charakter in dieser rücksichtslosen und gefühllosen Bande von Göttern und Menschen ist nur die Brunhilde – diese, selbst

über den Tod noch treuliebende Frau — die Frau im vollsten, schönsten, erhabendsten und hehrsten Sinne des Wortes — die Frau.

Klara.

Dieser Ansicht stimme ich vollkommen bei. — Natürlich kann dein Mann mitkommen — aber, ob er kommt?

Bei seinen eigenartigen Ansichten über Oper und Schauspielhaus ist es wohl sehr zweifelhaft, ob er mitkommt.

Seine Schwärmerei für Aufführungen nur für sich allein, wie es König Ludwig getan hat, ist zum Teile berechtigt, aber deshalb, weil man es nicht so haben kann, wie man es sich einbildet, gleich auf alles zu verzichten, das geht meiner Meinung nach doch zu weit.

Melitta.

Da muß ich Norbert in Schutz nehmen; das sind nicht seine Ansichten, sondern er vertritt die Meinung, daß die ganze Schönheit des Werkes nur der Dichter oder Komponist erkennt und zu schätzen weiß. Denn nur er, in seinem Innern, besitzt das Original des Werkes. Die Aufführungen sind nur Kopien des Originales, nur mehr oder minder farbenprächtige Gemälde oder Ölfarbendruckbilder, die aber das Original

selbst nie erreichen und begreiflicherweise nie erreichen können, denn die Phantasie malt doch mit ganz anderen Farben als das Leben.

Nun meint Norbert, wenn diese Kopien des Originalen nicht gut sind, dann will er sie lieber nicht sehen, dann ist ihm ein farbloser Holzschnitt, damit meint er nämlich die Partitur oder das Buch, die er durch seine eigene Phantasie beleben kann, lieber.

Du siehst, er geht schon in die Oper und das Theater, aber nur dann, wenn gut gesungen und gut gespielt wird, und da dies jetzt der Fall ist, so glaube ich schon, daß er mitkommen wird.

Klara.

Jetzt noch etwas! Soll ich dich abholen oder kommst du allein?

3. Szene.

Melitta — Klara — Toni.

Toni (bringt auf einer Tasse eine Visitkarte).

Klara.

Wer ist denn das?

Toni.

Ein sehr eleganter Herr, gnädige Frau (geht rechts ab).

Melitta (verlegen).

Ein Bekannter . . . von . . . uns . . .

Klara (stutzig durch Melittas Verlegenheit).

Ein Bekannter von euch, kenne ich den nicht auch?

Melitta.

Es ist der Herr von — von — Ehrentreu.

Klara (aufspringend).

Und den wirst du empfangen?

Melitta.

Warum nicht?

Klara.

Dann gehe ich sofort weg, diesen Menschen will ich nicht mehr sehen; du erlaubst schon, daß ich durch dein Zimmer gehe.

Melitta.

Warum willst du denn so schnell fort? Was hat dir der Herr von Ehrentreu getan?

Klara.

Getan! — Getan hat er mir gar nichts, denn ich bin dieser giftigen Schlange ausgewichen, bevor sie mich noch vergiften konnte. Ich sag' dir nur, hüte dich, Melitta, vor diesem Ehrentreu. Leb' wohl (gibt Melitta die Hand und geht schnell rechts ab).

Melitta (drückt den Taster)

(zu Toni, die von rechts kommt:) Lassen Sie den Herrn von Ehrentreu eintreten.

4. Szene.

Melitta — Ehrentreu.

Ehrentreu

(sehr elegant gekleidet, verneigt sich tief).

Meine Gnädigste! Ich kann nicht die richtigsten Worte finden, um auszudrücken, wie Sie mich mit Ihrer gnädigen Erlaubnis, einen Besuch machen zu dürfen, glücklich gemacht haben. Diese Einladung war für mich mehr, als Gnädigste überhaupt ahnen konnten, sie gab mir, was ich schon lange verloren hatte, die Freude zur Gesellschaft, zum Leben wieder.

Melitta.

Wieso, Herr von Ehrentreu? (fordert Ehrentreu auf, Platz zu nehmen).

Ehrentreu.

Gnädigste! Das Leben eines Junggesellen gleicht einem Strom, der nutzlos dahinfließt, einem Strom, der nichts trägt und nichts treibt, einer Flamme, die nutzlos brennt, die nichts zu beleuchten, die nichts zu erwärmen hat.

Wie glücklich und beneidenswert sind die Ehemänner, die wissen, für wem und für was sie leben; für wem sie zu arbeiten, zu verdienen, für wem sie zu sorgen haben. Ihr Leben hat einen Inhalt und einen sehr schönen Zweck, aber was für einen Zweck hat das Leben eines Junggesellen? für wem leben wir?

Leider wissen viele Ehemänner ihr Glück nicht zu schätzen, wie fast alle Menschen das ihre – solange sie glücklich sind.

Der goldene Schatz, den der Mann in seiner Frau besitzt, verliert in seinen Augen langsam, aber stetig immer und mehr an Wert und schließlich überwiegt, um bei dem Vergleiche zu bleiben, die Schwere, der Druck des Goldes, den Glanz und das Glück, das es bietet. Immer mehr und mehr geben die Ehemänner der Sentenz recht: Heiraten heißt seine Rechte halbieren und seine Pflichten verdoppeln, sie fühlen immer mehr und mehr diese übernommenen Pflichten und vergessen ganz, daß gerade diese Pflichten es waren, die zu tragen einst das Ziel ihrer kühnsten Wünsche, ihr schönster Traum gewesen ist.

Melitta.

Nach dieser Sentenz wundere ich mich wirklich, daß Sie nicht geheiratet haben – warum nicht?

Ehrentreu.

Diese Frage, meine Gnädigste, ist vollkommen berechtigt, aber entgegen der Ansicht Goethes, welcher er übrigens selbst nicht ganz treu geblieben ist: „Verliebe dich oft, verlobe dich selten, aber heirate nie“, wollte ich heiraten und überlegte nur noch, ob ich dieses Mädchens, dieser Idealgestalt meiner

Träume, auch wirklich würdig bin und ob ich dann später dieser schönen und geistreichen Frau all das bieten werde können, was sie zu fordern berechtigt ist.

Ich überlegte und überlegte. Ich prüfte die Vergangenheit und suchte die Zukunft zu erforschen. Und während ich überlegte und träumte, da kam ein anderer, ein guter Freund von mir, der als guter Freund natürlich auch meine heiligsten Herzensangelegenheiten kannte, überlegte, prüfte und träumte nicht so lange wie ich, sondern — heiratete mein Ideal.

Melitta.

Und Sie?

Ehrentreu.

Ich? Ich war dem Wahnsinn nahe.

Das war eine furchtbare Zeit.

Ich bin überzeugt, noch einmal könnte ich dieselbe nicht durchleben. Was nun? sagte ich zu mir selbst, weiter leben? Zu was, das ist kein Leben, das ist ein langsames, jammervolles Dahinsiechen, ein langsames Dahinsterben. Warum auf das Ende warten, wenn das Warten nicht notwendig ist . . . Das Résumé war mein fester Entschluß, daß an dem Tage, wo für meinen einstigen Freund das glücklichste und herrlichste Leben beginnt, mein Leben aufhören sollte.

Da schoß mir plötzlich ein Gedanke durch den Kopf, der wie ein Blitz in finsterer Gewitternacht die

ganze Welt für einen Augenblick erhellt, mir meine Zukunft erblicken ließ.

Dieser Gedanke war: diese Ehe kann keine glückliche werden, denn ein Bräutigam, in dessen Augen, nach seinen eigenen Worten, das Schönste an seiner Braut doch nur das Vermögen ist, das sie mitbekommt, ein solcher Ehemann muß einmal, früher oder später, in seiner wahren Gestalt von der Frau erkannt werden und dann — dann — kann vielleicht der armen unglücklichen Frau mein Leben, das jetzt für mich wertlos ist, für sie noch wertvoll werden. Und ich, anstatt jetzt meinen Jammer zu beenden, kann später als ihr Beschützer und Verteidiger auftreten, und wenn es notwendig werden sollte, das Leben, das ohnehin nur ihr geweiht war, für sie auch geben.

Melitta.

Das ist aber sehr edel, sehr schön gedacht. Und was geschah dann weiter?

Kenne ich vielleicht diesen Herrn, der als Freund so häßlich, so herzlos an dem armen Mädchen und an Ihnen gehandelt hat?

Ehrentreu

(läßt durch sein Mienenspiel vermuten, daß Melitta ihn kennt, sagt aber:)

Ich glaube nicht, aber vielleicht werden Gnädigste ihn einmal kennen lernen. Der Zufall spielt, wie man

sagt, die schönsten Rollen, und ich füge noch hinzu: er führt Menschen zusammen, die sich nicht kannten, und trennt Menschen, die sich kennen gelernt haben.

Melitta (nachdenkend).

Sagen Sie mir, Herr von Ehrentreu, kennen Sie vielleicht den Herrn Staatsanwalt Heinisch?

Ehrentreu

(sichtlich sehr unangenehm betroffen, sich aber rasch fassend).

Gewiß, Gnädigste, wir waren einmal vor langer, langer Zeit, vor vielen, vielen Jahren recht gute Freunde, aber jetzt natürlich . . .

Melitta (für sich sprechend).

Jetzt fange ich an zu verstehen.

Ehrentreu.

Pardon! Gnädigste, ich habe Sie wirklich nicht verstanden.

Melitta (lachend).

Desto besser.

Sagen Sie mir, was haben Sie denn mit meinem Mann gehabt? Ich habe Sie auf dem letzten Balle miteinander sprechen gesehen; erst war es allem Anschein nach ein rechtes Ballgespräch, aber plötzlich sah ich, daß die Stimmung immer eine erregtere und schließlich eine sehr erregte gewesen sein muß. Ich konnte die Herren nicht weiter beobachten, da ich

zum Walzer gebeten wurde, und mein Mann gab mir auf meine später gestellte Frage eine so ausweichende Antwort, aus der ich heraushörte, daß ihm meine Frage nicht sehr angenehm war. Da ich es aber doch wissen möchte, wenn auch nicht aus dem Grunde, den Guy de Maupassant als den Grund, als den wahren Anlaß so vieler unserer Fragen und auch Handlungen bezeichnet, so ersuche ich Sie, Herr von Ehrentreu, bitte, sagen Sie es mir. Deshalb habe ich Sie eingeladen und ich setze voraus, Sie werden meine Bitte erfüllen und mir die Wahrheit sagen.

Ehrentreu (sehr nachdenkend geworden).

Gewiß, Gnädigste, warum sollte ich nicht die Wahrheit sagen? Ich sage sie immer und selbst dann, wenn eine konventionelle Lüge besser am Platze gewesen wäre.

Was ich mit Ihrem Herrn Gemahl hatte, was er mit mir hatte, Gnädigste, das ist eine lange Geschichte, ein ganzer Roman. Ich könnte Ihnen höchstens den Inhalt desselben in aller Kürze erzählen, denn die Erzählung des ganzen Romanes, die würde wohl zu weit führen, denn was man in Jahren erlebt, das kann man in Minuten nicht erzählen.

Melitta.

Da haben Sie recht — also, bitte nur den Inhalt.

Ehrentreu.

Es waren einmal vier Freunde, zwei waren sehr, ich sage „aufrichtig“, um nicht das richtigste Wort zu gebrauchen, und die anderen zwei waren sehr, hier sage ich statt des passenderen Ausdrucks „klug“. Die zwei klugen Freunde haben sich und die Menschen sehr gut gekannt und ebenso gut zu behandeln verstanden. Sie haben alles erreicht, was sie erreichen wollten, sie nehmen sehr schöne Stellungen ein, haben sehr reich geheiratet, sind beide sehr glücklich und sind die besten Freunde geblieben. (Spricht nicht weiter, schweigt absichtlich.)

Melitta.

Und die anderen zwei Freunde, was ist mit ihnen geschehen?

Ehrentreu.

Von den anderen zweien ist der eine verschollen und der letzte, der vierte, den die beiden ersten bestens hassen, dieser Freund – der – bin ich.

Melitta.

Jetzt verstehe ich . . .

Ehrentreu.

Warum mich der Herr Gemahl nicht einladet, warum er mich so behandelt!

Ledige Freunde, meine Gnädigste, wissen leider mehr, als den verheirateten Männern angenehm ist,

und da ist es von ihnen wohl klug und am allervorsichtigsten gehandelt, man hält den ledigen Freund unter irgend einem Vorwande fern, recht fern vom eigenen Hause.

Ich habe mich auch fernhalten lassen, aber die Verhältnisse drängten mich, es mußte sein, ich mußte um jeden Preis mit dem Herrn Gemahl sprechen, da kam der Rathausball und alles weitere haben Gnädigste selbst beobachtet.

Melitta.

Nun, „beobachtet“ habe ich die Herren gerade nicht, aber unwillkürlich fällt es auf, zwei Herren im eifrigen Gespräche zu sehen, die sich sonst nie treffen, sich auszuweichen scheinen.

Ehrentreu.

Pardon, Gnädigste! nicht „scheinen“, sondern tatsächlich sich ausweichen, d. h. der eine mit Absicht und der andere, weil er die Absicht merkt. Ich gestehe ganz offen, Gnädigste, es wäre mir lieber gewesen, Sie hätten uns nicht zusammen gesehen. Ich wäre zwar um das Glück gekommen, Gnädigste besuchen zu dürfen, dafür hätte ich mir aber den Schmerz erspart, Gnädigste für immer verlassen zu müssen.

Melitta.

Weshalb für immer?

Ehrentreu.

Besuche der Dame des Hauses zu machen, ohne Wissen des Gatten, gegen dessen Willen, ja, gegen dessen ausdrückliches Verbot, das darf man wohl nur dann wagen, wenn dieselben zur Pflicht werden, wenn es die Dame selbst erlaubt und wünscht.

Melitta.

Mein Mann hat Ihnen unser Haus verboten?

Ehrentreu.

Ja, Gnädigste, „verboten“ und in einer Form verboten – nein, mehr will, kann und darf ich nicht sagen . . .

Sie werden, Gnädigste, einsehen, daß ich unter diesen Umständen meinen Besuch nicht wiederholen darf. Das geht nicht, absolut nicht. Das könnte zu peinlichen Szenen führen und die will ich Ihnen, Gnädigste, ersparen, Ihnen, Gnädigste, nicht mir. Wir Männer sind anders veranlagt wie die Damen, wir haben starke Nerven, wir fürchten uns nicht vor Szenen und nicht vor dem Kampf, wir suchen ihn, wenn es notwendig wird, auch auf, das liegt schon so in unserer Natur. Und schließlich Männer unter sich urteilen und beurteilen ganz anders wie Damen.

Gnädigste sehen, ich muß Sie verlassen, gestatten Sie mir daher, daß ich mich verabschieden darf, verabschieden auf lange Zeit – vielleicht – für immer steht auf).

Melitta.

Wer zwingt Sie dazu? Sind Sie nicht der Herr ihres Willens?

Ehrentreu.

Das bin ich und war ich stets und auch der Herr jeder Situation, in die ich gekommen bin, aber...

5. Szene.

Ehrentreu — Melitta — Toni.

Toni.

Der gnädige Herr läßt die gnädige Frau auf einen Augenblick zum Telephon bitten (geht rechts ab).

Melitta.

Sie entschuldigen schon einen Augenblick, ich komme gleich zurück (rechts ab).

Ehrentreu.

Bitte, bitte, Gnädigste.

(Ehrentreu geht im Zimmer nervös auf und ab, nimmt sein Zigarettenetui heraus, nimmt eine Zigarette, will sich dieselbe anzünden, erinnert sich, daß er das nicht darf, steckt wieder alles ein, besieht sich das Zimmer usw., man sieht es ihm an, daß er nachdenkt, überlegt, verwirft, einen anderen Gedanken aufnimmt usw.)

Melitta (von rechts).

Nicht war, das war recht schnell.

Ich gehe mit meiner Freundin heute abends in die Walküre und da habe ich meinen Mann gefragt, ob er mitkommt, er kommt aber nicht mit, mir ist's recht leid.

Ehrentreu (lachend).

Gnädigste, daß der Herr Gemahl „nicht mitgeht“, das hätte auch ich Ihnen sagen können.

Melitta (überrascht).

Sie? Woher haben Sie das gewußt, Herr von Ehrentreu?

Ehrentreu.

Nun, wenn die Damen in ein großes Konzert oder ins Theater gehen, beides Vergnügungen, die recht lange dauern, da gehen die meisten Männer nicht gerne mit, das ist ihnen viel zu fade, da bleiben sie lieber zu Hause, d. h. für die Gattin – zu Hause.

Melitta.

Ich verstehe Sie nicht, was soll das heißen? Entweder bleibt man zu Hause oder man bleibt nicht zu Hause, aber „für die Gattin zu Hause zu bleiben, die im Theater ist“, das verstehe ich wirklich nicht.

Ehrentreu.

Gnädigste haben ganz richtig gesagt: Entweder bleibt man zu Hause oder man bleibt nicht zu Hause, aber manche Männer bringen das Kunststückchen fertig: „zu Hause geblieben und doch nicht zu Hause geblieben zu sein“.

Melitta.

Jetzt verstehe ich. Die Frau wird einfach angelogen.

Ehrentreu.

Nun, angelogen kann man gerade nicht sagen, denn die Herren sind tatsächlich zu Hause geblieben, als die Frau weggegangen, und waren zu Hause, als die Frau wieder gekommen ist, also gelogen im vollsten Sinne des Wortes haben die Männer nicht. Was man ihnen zum Vorwurf machen kann, ist nicht, daß sie „gelogen“ haben, sondern daß sie nicht gesagt haben, daß sie in der Zwischenzeit, zwischen Gehen und Kommen der Frau, auch nicht zu Hause waren — und „verschweigen“ ist noch lange nicht „lügen“.

Melitta.

Nehmen Sie solche Männer nicht in Schutz, ich finde es direkt infam, eine arme, ahnungslose Frau, der leid ist, daß der Mann nicht mit ins Theater kommt, so zu betrügen. Man darf diesen furchtbaren Gedanken gar nicht ausdenken.

Ehrentreu.

Das ist auch gar nicht notwendig, Gnädigste, denn Sie haben nicht die mindeste Veranlassung dazu, und die armen Frauen, die Grund dazu hätten — wer wird es ihnen sagen? Das müßte ein sehr gemütsroher, ein sehr herzloser Mensch sein, ein Mensch, der das Glück bei anderen nicht sehen kann. Das müßte ein Mensch sein, dem Haß und Neid zu allem Bösen und Schlechten und daher auch dazu drängen, einer ohnehin schon tief unglücklichen, aber ihr Unglück noch nicht wissenden, noch nicht sehenden Frau die Augen zu öffnen, damit sie sieht, wie unglücklich sie ist. Solche herzlose Menschen sind aber selten und so leben denn die Frauen glücklich und sorglos dahin. Sie glauben, was ihnen der Mann sagt und so ist es auch recht, denn wo der Glaube aufhört, da fängt der Zweifel an. Mit dem Zweifel schleicht sich die Eifersucht ins Herz hinein und über-tönt die Liebe. Wo aber die Liebe aufhört, da fängt die Gleichgültigkeit — wenn nicht der Haß an, und eine Ehe, wo die Gatten gegenseitig gleichgültig werden oder sich gar zu hassen anfangen, das muß das Furchtbarste, das muß die Hölle auf Erden sein.

Melitta (sehr nachdenklich).

Glauben Sie, daß alle Männer so schlecht sind?

Ehrentreu.

Alle gewiß nicht, aber die Ausnahmen bestätigen nur die Regel.

Solche brave Männer, wie Guy de Maupassant, den Gnädigste vorhin erwähnten, in seiner Erzählung „Amour“ schildert, in der ein Krickentenmännchen trotz der ständigen Todesgefahr vor der Flinte des Jägers, der auf ihn zielt, sein vom Jäger schon getroffenes, im Schilfe tot liegendes Weibchen doch noch ständig und treu umkreist und so einen herrlichen Beweis von der Liebe bis zum Tode, ja über den Tod hinaus, gibt, solche Männer dürften sich wenige finden, das sind eben Ideale, und Ideale, die sind — sehr selten.

Melitta.

Wenn aber eine Frau glaubt, daß sie einen solchen Mann besitzt, der ebenso treu ist wie das Krickentenmännchen, von dem Maupassant erzählt?

Ehrentreu.

Dann — dann soll sie an diesem Glauben festhalten und sich denselben nicht nehmen lassen. Allerdings ist dies manchmal schwer, sehr schwer; eine Ortrud hat selbst das Glück von Elsa und Lohengrin zerstören können, und ich bin überzeugt, daß jede hochstehende, schöne und geistreiche Frau unter ihren besten Freundinnen auch eine Ortrud hat.

6. Szene.

Ehrentreu — Melitta — Toni.

Toni (von rechts, zaghaft).

Gnädige Frau, ich erlaube mir, aufmerksam zu machen, daß es schon die höchste Zeit ist, daß gnädige Frau Toilette für die Oper machen, wenn gnädige Frau nicht zu spät kommen wollen. (Verneigt sich, geht ab.)

Ehrentreu.

Das ist leider ein Befehl für mich zu gehen — zum Abschiednehmen.

Melitta.

Leider ja, denn ich muß noch Toilette machen, aber zum Abschiednehmen nicht, d. h. zum Abschiednehmen für heute ja, aber nur für heute, denn ich werde mich sehr freuen, Sie recht bald wieder zu sehen.

(Gibt ihm ihre Hand, die Ehrentreu küßt; klingelt, Toni kommt und öffnet die Mitteltür. Ehrentreu verneigt sich noch einmal und geht ab. Toni geht rechts ab. Melitta bleibt in Gedanken einige Augenblicke stehen und geht dann auch rechts ab.)

7. Szene.

Paul — Toni.

Paul

(kommt mit einem großen Bernhardinerhund, Cäsar, von links).

Cäsar, jetzt wird bald das Herrl kommen (streichelt den Hund und spielt sich mit ihm), ja, das Herrl wird kommen . . .

Toni (von rechts).

Das Herrl, da darf der Cäsar in den Salon, sonst aber nicht . . . Sie, Herr Paul, ich muß Ihnen etwas sehr Wichtiges sagen.

Paul.

So, was denn, werden's vielleicht bald heiraten?

Toni.

Hören's auf mit die Spaseteln, ich bin g'rad zum Heiraten aufg'legt.

Sie dürfen nämlich kein Wort sagen, daß der Herr von Ehrentreu da war, die gnädige Frau will's nicht, sie hat mir's extra aufgetragen, daß ich es Ihnen gleich sagen soll.

Paul.

Das glaub' ich schon, daß die gnädige Frau das g'sagt hat; aber wissen's, Sie können machen, was Sie wollen, aber ich, ich mach' was ich will, das heißt, was ich machen muß. Wenn ich g'fragt werd', so sag' ich die Wahrheit. Ich sag' überhaupt immer die Wahrheit.

Toni.

Wenn Ihnen die Wahrheit g'rad paßt, geh'ns, Sie Scheinheiliger, in dem Alter werden Sie immer die Wahrheit g'sagt haben, wo sogar der heilige Petrus g'logen und Christus, unseren Herrn, verleugnet hat.

Paul.

Frl. Toni!

Toni.

Herr Paul! Also geb'ns mir die Hand d'rauf, daß Sie nichts sagen.

Paul.

Und was geb'n Sie mir, wenn ich die Hand d'rauf gib?

Toni.

Was soll ich Ihnen denn dafür geben?

Paul.

Was? Frl. Toni, schau'ns, wir kennen uns jetzt schon so lang, geb'ns mir halt — ich glaub', das ist nicht zu viel verlangt — die Hälfte von dem, was Ihnen die gnädige Frau geben hat, eigentlich sollt' ich mehr kriegen, denn mir fällt das Lügen viel, viel schwerer als . . . als . . . manchem anderen. (Deutet auf Toni.)

Toni (entrüstet).

Was glauben's denn von mir, wissen's, wer ich bin?

Paul.

Ein g'scheites Mädel — und wie Ihnen die gnädige Frau g'sagt hat, daß Sie nichts sagen sollen und ich auch nicht, so haben Sie das sofort feierlich versprochen und . . .

Toni.

Und?

Paul.

haben zwar weiter nichts g'sagt, aber doch so g'wiß durchblicken lassen, daß das Reden – Silber, das Schweigen aber – Gold wert ist. Sie versteh'n mich schon, Frl. Toni. (Macht eine Geste des Trinkgeldgebens.)

Toni.

Nein, das hab' ich nicht, so int'ressiert bin ich nicht, das sind nur die Herren Bedienten. (Zeigt auf Paul.)

Paul.

Dann ist mir aufrichtig leid um Sie, denn vom Lohn allein werden Sie sich kaum eine schöne Heiratsausstattung ersparen können.

Toni.

G'wiß nicht, aber ich brauch' auch keine Heiratsausstattung. Ich will nicht heiraten und werd' nicht heiraten – heiraten, das ist bis jetzt mein letzter Gedanke.

Paul.

Das glaub' ich schon, aber verred'n soll ma nichts auf der Welt. Das hab'n andere auch schon g'sagt, wenn's – g'rad keinen zum Heiraten g'habt hab'n.

Toni.

Herr Paul!

Paul.

„Die Anwesenden“, sagen immer die Herren, „sind ausgenommen“, also Frl. Toni, Sie sehen, Sie sind ausgenommen. Ich weiß so, Sie könnten gleich Einen zum Heiraten haben – wenn's wollten, zum Beispiel . . .

Toni.

Zum Beispiel . . .

(Man hört dreimal klingeln.)

Paul. Toni.

Der gnädige Herr kommt!

(Paul läuft durch die Mitteltür, Toni geht rechts ab. Der Hund bleibt allein auf der Bühne.)

8. Szene.

Werner – Paul – Toni.

Werner

(von links kommend, zu dem Hunde:)

Du bist aber heute freundlich, Cäsar (streichelt den Hund und drückt später den Taster).

Paul (kommt von links).

Gnädiger Herr, befehlen?

Werner.

Was ist denn Neues, Paul?

Paul (verlegen).

Neues eigentlich nichts, gnädiger Herr. Die gnädige Frau vom Herrn Staatsanwalt war hier und . . .

Werner.

Und?

Paul (zögernd).

Und – dann ist sie wieder weggegangen.

Werner (lachend).

Das glaube ich gerne, denn sonst wäre die gnädige Frau noch hier. Paul, Paul! (deutet auf seine Stirne), sonst war niemand da?

(Toni öffnet leise rechts die Türe und bittet durch Mimik Paul, der sie bemerkt, nichts zu verraten und schließt wieder die Türe.)

Paul (couragiert).

Nein, gnädiger Herr, sonst war niemand da, niemand, und dann – dann ist die gnädige Frau auch weggegangen, sie ist ins Theater gefahren.

Werner.

Paul, Paul! mir scheint (macht die Geste, daß er nicht ganz nüchtern ist). Bringen Sie mir die Bücher und Zigaretten aus meinem Schlafzimmer.

(Paul geht links ab.)

Der Cäsar! (Spielt sich mit dem Hunde.) Wenn das Frauerl weg ist, da ist's schön, nicht wahr? Da darf der Cäsar sich aufs Sofa zum Herri legen und das

Herrl, das kann fest Zigaretten rauchen; aber wenn das Frauerl da ist, da muß der Cäsar schön unten bleiben . . .

(Paul kommt von links, bringt Zigarrenschachteln, Zigaretten und Bücher. Werner nimmt eine Zigarre, Paul gibt Feuer und geht links ab.)

So! jetzt kann mein Vergnügen, mein Theater beginnen (bemerkt das offene Klavier). Oho! das ist das Adagio aus C-moll, ein Gruß aus der Jugendzeit, der schönen Jugendzeit — „schaust mich so freundlich an, hab' meine Freude d'ran“ (setzt sich zum Klavier, preludiert und fängt dann an zu spielen; kaum, daß er angefangen hat, kommt Paul aus der Mitteltür und mit einem Brief auf der Tasse).

Paul.

Gnädiger Herr! soeben ist ein Brief abgegeben worden.

Werner (überrascht).

Ein Brief — um diese Zeit — in meine Wohnung? (Nimmt den Brief, liest, man sieht ihm die Aufregung an, in welche ihm das Lesen desselben versetzt, er springt auf, liest weiter.) Paul, schnell einen Wagen, aber schnell, schnell, ich muß augenblicklich fort; es ist ganz gleichgültig, was es für ein Wagen ist, nur schnell, schnell.

(Paul läuft weg.)

(Werner allein.) Ein wahres Glück, daß ich allein zu Hause bin (sieht auf seine Taschenuhr), bis Melitta

aus der Oper kommt, das ist vor 11 Uhr kaum denkbar, da bin ich längst wieder zu Hause. — Ist das aber eine Überraschung (liest nochmals den Brief).

Paul (aus der Mitteltüre).

Gnädiger Herr, der Wagen ist schon da; es ist zufällig g'rad einer vorbei g'fahren und den hab' ich gleich g'nommen.

Werner.

Schön, schön, also nur schnell meinen Überzieher, Hut und Stock. (Paul geht links ab.) Servus, Cäsar, schön brav sein, 's Herrl kommt bald (geht durch die Mitteltür ab).

Toni

(kommt von rechts, macht Ordnung im Salon, schließt das Klavier, spielt mit Cäsar).

Paul (kommt aus der Mitteltür).

Wissen's, Frl. Toni, wenn's nicht gar so schön g'beten hätten, wirklich, so wahr ich da steh', ich hätt's g'sagt, aber man sieht halt immer wieder, was die wahre Liebe nicht alles machen kann — ich hab' weg'n Ihnen den gnäd'gen Herrn ang'log'n, wissen's, was das heißt, den gnäd'gen Herrn, seinen höchsten Vorgesetzten, anlügen? Auf das is beim Militär, im Krieg der Tod!

Toni.

Das kann schon sein, aber wir sind nicht beim Militär und auch nicht im Krieg.

Paul.

Ich war aber beim Militär.

Toni.

Das muß aber nach der Courage, die Sie jetzt bewiesen haben, schon sehr lang' her sein. Ich hab' ordentlich eine Todesangst ausg'standen, daß Sie noch alles verraten werden. Wie kann man denn nur so g'scheit daher reden?

Paul.

Was hätt' ich denn machen sollen?

Toni.

Wenn Sie der gnäd'ge Herr noch einmal fragt, so sagen Sie alles, alles — Paul, Paul! (deutet auf ihre Stirne).

Paul.

Wahr ist's schon, aber wer ist schuld? Nur Sie sind schuld, weil ich so freudig erschrocken bin, wie ich Sie g'seh'n hab', und dann g'rad das, daß ich so schwer lügen kann, g'rad das soll Sie erst recht freuen und g'rad das ist extra ein Busserl von Ihnen wert (will sie küssen).

Toni (abwehrend).

Was fällt denn Ihnen ein . . .

Paul.

Ist denn das nicht der schönste Beweis, daß ich ein schöner Charakter bin?

Toni (lachend).

Sie und ein schöner Charakter! daß ich nicht lach'. Zuerst glauben Sie von mir, daß ich ein Schweiggeld verlangt hab', dann woll'ns die Hälfte davon haben, dann red'ns immer die Wahrheit, immer die Wahrheit und dann lug'ns doch den gnäd'gen Herrn erst recht an. Ist das ein schöner Charakter?

Paul.

Und wer hat mich zum Anlug'n g'bracht, wer anders als Sie? Schau'ns, Frl. Toni, einmal werd'ns doch heiraten müssen und dann — dann nehmen's mich. Ich hab' die Stubenkatzerln für mein Leben gern . . .

Toni (dreinfallend, lachend).

Herr Paul, für Ihnen — sind's nicht böse — aber für Ihnen ein „Katzerl“ — ich denk', eine „Katz“ wär' viel besser (läuft lachend nach rechts ab).

Paul.

Cäsar, die Katz kriegst du, sollst auch eine Freud' hab'n. Wart', Toni, wart' nur, aufg'schob'n ist nicht aufg'hob'n . . . (nachdenklich, indem er die Bücher, Zigarren und Zigaretten mit sich nimmt:) Wenn ich nur wissen möcht', was in dem Brief d'rinn' g'standen ist. Das muß was sehr Großes g'wes'n sein, denn so aufg'regt hab' ich den gnäd'gen Herrn schon lang nicht g'seh'n; wer weiß, von wem der Brief war. Also, komm, Cäsar, komm! (Beide gehen links ab.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.



Zweiter Aufzug.

1. Szene.

(Derselbe Salon, wie im ersten Aufzug.)

Hans — Paul — Toni.

Hans

(aus der mittleren Türe tretend und laut rufend:)

Paul, Paul, wo steckst du denn?

Paul

(aus dem Zimmer links, die Türe öffnend).

In der Livree, was willst denn?

Hans.

Ein Dienstmann hat einen Brief für'n gnäd'gen Herrn g'bracht (hält den Brief in der Hand).

Paul.

So! das ist schon der zweite heut' abends.

Hans.

Du, der Dienstmann hat furchtbar heimlich 'tan, z'erst wollt' er mir den Brief gar nicht geben, er hat g'sagt, er ist von einer Dame und er darf ihn

nur den gnäd'gen Herrn selber geb'n, dann, wie er g'hört hat, daß der gnäd'ge Herr nicht zu Haus ist, dann hat er mir den Brief endlich gegeben. Na ja, Trinkgeld war kein's in Aussicht. Da hast du den Brief (gibt ihm den Brief), denn das ist eigentlich dei' Sach'.

Paul.

Sehr gut, jetzt is das mei' Sach'. Warum hast denn du den Brief ang'nommen?

Hans.

Warum hätt' ich ihn nicht nehm'n sollen, du hätt'st ihn g'wiß auch g'nommen. Der Brief kann ja liegen bleiben, bis der gnäd'ge Herr kommt, der arme Dienstmann ist auch froh, daß er ihn ang'bracht hat, denn für zweimal Hergehen ist er g'wiß nicht bezahlt worden.

Paul.

Wer weiß, die Damen sind immer splendider als die Herren, also gib ihn her (steckt den Brief ein).

Hans

(geht ab und sagt, weil Paul nicht gedankt hat:)

Dank' schön, Herr Paul.

Paul

(sieht ihm nach und ballt lachend die Faust).

2. Szene.

Toni (von rechts).

Herr Paul, wo hab'ns denn den Brief?

Paul (sich verstellend).

Welchen Brief?

Toni.

Nun, den Brief, den Ihnen jetzt g'rad der Hans gegeben hat.

Paul.

Mir, der Hans einen Brief gegeben? Frl. Toni, Frl. Toni (macht eine Geste, als ob sie nicht recht beisammen wäre).

Toni.

Mach'ns keine Dummheiten und geb'ns mir den Brief, ich hab's g'hört und g'sehn.

Paul.

Sie hab'ns g'hört und g'sehn?

Toni.

Ja, g'hört und g'sehn.

Paul.

Sie waren ja gar nicht da, wie ist denn das möglich?

Toni.

Ein g'scheites Stubenmädel, die ist überall, — die sieht und hört alles; also her mit dem Brief, ich möcht' nur die Adresse seh'n.

Paul.

Sie sind nicht der gnäd'ge Herr, Sie krieg'n den Brief absolut nicht, außer — außer . . . (spitzt den Mund zu einem Kuß und zeigt ihr den Brief).

Toni

(reißt ihm den Brief aus der Hand).

Ah! da schau her! eine Damenschrift, wenn das die gnäd'ge Frau wissen möchte.

Paul

(reißt ihr den Brief wieder aus der Hand und steckt ihn ein.
Man hört zweimal klingeln, dann noch zweimal).

Toni (im Weglaufen nach rechts).

Mein Gott! da ist was g'schehn, die gnäd'ge Frau kommt!

Paul (nach links ab).

Das kann gut werden, der gnäd'ge Herr ist nicht zu Haus und ich weiß nicht einmal, wo er ist, ich kann ihn nicht einmal holen geh'n.

3. Szene.

Melitta — Toni.

Melitta

(in Theatertoilette, furchtbar aufgeregt, von rechts mit Toni).

Der gnädige Herr ist bestimmt nicht zu Hause, ganz bestimmt nicht zu Hause? Machen Sie keine Dummheiten mit mir, der gnädige Herr hat sich aus Übermut irgendwo versteckt, um mich dann auszulachen. Wo hat er sich versteckt? Wo ist er?

Toni.

Der gnädige Herr hat sich nicht versteckt, er ist wirklich nicht zu Hause. Der gnädige Herr war zu Hause, ist aber dann fortgegangen und hat den Paul gesagt, er kommt bald wieder.

Melitta (mit zitternder Stimme).

War zu Hause, ist fortgegangen, kommt bald wieder zu Hause. Das stimmt großartig.

Hat der gnädige Herr gesagt, wohin er gegangen ist?

Toni.

Mir nicht, gnädige Frau, ich war nicht im Salon, aber der Paul wird es wissen, soll ich ihn fragen?

Melitta.

Selbstverständlich, aber schnell, schnell. (Toni läuft nach links ab.)

Mein Gott, mein Gott, also das muß ich erleben; vom eigenen Manne belogen und betrogen werden, von dem Manne . . .

Toni (von links kommend).

Gnädige Frau, der Paul sagt, daß der gnädige Herr nichts gesagt hat.

Melitta.

Rufen Sie mir den Paul sofort her. (Toni links ab.)

(Melitta geht, tief in sich versunken, stumm auf und ab, bleibt stehen, geht wieder auf und ab.)

4. Szene.

Melitta — Paul — Toni.

Melitta.

Sie wissen also nicht, wo der gnädige Herr hingegangen ist, wirklich nicht?

Paul.

Nein, gnädige Frau, ich weiß es nicht.

Melitta.

Mein Mann muß doch etwas gesagt haben, wie er fortgegangen ist. Was hat er gesagt?

Paul.

Der gnädige Herr hat nichts gesagt.

Melitta.

Nichts, gar nichts hat er gesagt; also ist er ganz stumm fortgegangen. Zu Ihnen hat er auch nichts gesagt?

Paul.

Zu mir nicht, nur zum Cäsar hat der gnädige Herr gesagt: Sei schön brav, Cäsar, 's Herrl kommt bald.

Melitta.

Und sonst hat er nichts, nichts, gar nichts gesagt? (Paul und Toni abwechselnd scharffragend ansehend.)

Paul.

Nein, gnädige Frau.

Toni.

Ich habe nur gesehen, daß der gnädige Herr vom Haus weggefahren ist, aber wohin er gefahren ist, das weiß ich natürlich nicht.

Melitta.

Weggefahren, mit was denn für einen Wagen? Den Wagen habe doch ich gehabt.

Toni.

Mit einem Fiaker.

Melitta.

Mit einem Fiaker? Wie ist denn mein Mann zu diesem Fiaker gekommen (sieht Paul fragend an). Nun, Paul, das müssen Sie doch wissen?

(Paul bleibt stumm.)

Nun, der Wagen ist doch nicht von selbst vorgefahren, der muß doch geholt worden sein; wer hat den Wagen geholt?

Paul.

Den Wagen habe ich geholt.

Melitta.

Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Daß Sie ein so verstockter, verlogener Mensch sind, das hätte ich nicht gedacht, erst wissen Sie gar nichts und mein Mann hat Ihnen auch gar nichts gesagt und jetzt kommt es endlich heraus, daß Sie selbst ihm einen Wagen geholt haben. Wohin ist mein Mann gefahren?

Paul.

Gnädige Frau, das weiß ich nicht.

Melitta.

Was für eine Nummer hatte der Wagen?

Paul.

Das weiß ich auch nicht, der Fiaker ist gerade vorbeigefahren, wie ich aus dem Hause gekommen bin, um einen Wagen zu holen.

Melitta.

Ist das aber ein Zufall! Mein Mann braucht einen Wagen und in demselben Augenblicke bleibt einer vor dem Tore stehen. Geh'n Sie, Paul, von Ihnen habe ich jetzt genug, geh'n Sie.

(Paul geht langsam, traurig links ab.)

5. Szene.

Melitta — Toni.

Melitta.

Das hätte ich mir nicht eingebildet, daß Dienstleute so falsch sein können. Dieser Paul ist ein verstockter, ein verlogener, ein hinterlistiger Mensch, so ein rechter „treuer Diener seines Herrn“. Rousseau hat recht gehabt, als er von den Bedienten sagte: Ce sont les derniers des hommes après . . . leur maîtres. (Zu Toni freundlich:) Wissen Sie nicht, wohin der gnädige Herr gefahren ist?

Toni.

Nein, gnädige Frau, das weiß ich nicht, ich möchte es gewiß sagen, denn gnädige Frau sind immer so lieb und gut gegen mich. Ich weiß nur...

Melitta.

Was wissen Sie? Schnell, schnell heraus damit.

Toni.

Ich weiß nur, daß der gnädige Herr einen Brief bekommen und ihn sehr schnell gelesen hat, dann sehr aufgeregt im Zimmer auf und ab gegangen ist und den Brief eingesteckt hat. Wie dann der Paul den Wagen angemeldet hat, ist er gleich weggefahren. Kaum, daß der gnädige Herr weg war, hat er noch einen Brief bekommen.

Melitta.

Noch einen Brief — mein Mann hat also zwei Briefe bekommen?

Toni.

Ja, gnädige Frau, zwei Briefe.

Melitta.

Wo ist dieser zweite Brief?

Toni.

Den hat noch der Paul.

Melitta.

Der Paul soll Ihnen sofort diesen Brief geben.

Toni.

Gnädige Frau, den Brief gibt der Paul gewiß nicht her.

Melitta.

Das werden wir sehen — gehen Sie nur Toni. Nein, bleiben Sie da (geht zum Taster und drückt).

6. Szene.

Paul — Melitta.

Paul (von links).

Gnädige Frau befehlen?

Melitta.

Geben Sie mir den Brief, den der gnädige Herr bekommen hat, wie er schon weggefahren war, und den Sie übernommen haben.

Paul.

Gnädige Frau, das kann ich nicht, das darf ich nicht.

Melitta.

Das können Sie nicht, das dürfen Sie nicht? Her mit dem Brief oder Sie gehen sofort aus dem Hause, Sie verstockter, verlogener Mensch!

Paul.

Bis der gnädige Herr kommt, werde ich ihm melden, daß gnädige Frau . . .

Melitta.

Melden Sie ihm dann, was Sie wollen, jetzt geben Sie mir aber sofort den Brief.

(Paul geht langsam, traurig links ab.)

Melitta (zornig).

Also, was ist's mit dem Brief?

Paul (sich umkehrend).

Den werde ich dem gnädigen Herrn geben.

Melitta.

Mir also nicht? Bin ich die Frau hier in diesem Hause oder bin ich sie nicht?

Paul.

Gnädige Frau sind die gnädige Frau, der Brief ist aber für den gnädigen Herrn. Ich kann Ihnen, ich darf Ihnen, gnädige Frau, den Brief nicht geben (geht ab).

7. Szene.

Melitta — Toni.

Melitta (wütend).

Niederträchtige Gemeinheit! Der Bediente gibt der Frau den Brief nicht. Mich so vor der Dienerschaft zu blamieren, sich Liebesbriefe ins Haus kommen zu lassen, zu einer Zeit, wo er weiß, daß ich nicht

zu Hause bin, und der Dienerschaft noch zu befehlen, nichts zu sagen — das ist abscheulich, ekelhaft, eine Gemütsroheit, eine Herzlosigkeit sondergleichen, die Frau zu betrügen, der er alles zu verdanken hat. Und diesem Manne habe ich alles, alles geglaubt und gegeben — es ist zum Wahnsinnig werden.

Toni.

Gnädige Frau, ich bitte, regen Sie sich nicht so auf, es wird ja gewiß alles wieder gut werden.

Melitta (zusammenfahrend).

Ach, Sie sind noch hier. Ich dachte, ich bin allein . . . Toni! Ich muß diesen Brief unbedingt haben . . . Ich gebe Ihnen ein schönes Kleid . . . wissen Sie, Toni, das graue mit Schwarz geputzt . . . aber ich muß diesen Brief haben, diesen unglückseligen Brief.

Toni.

Ich danke schön, gnädige Frau (küßt Melitta die Hand). Wenn ich nur wüßte, wie ich das anstellen soll, daß ich den Brief von Paul bekomme . . . (plötzlich freudig aufjauchzend:) Jetzt weiß ich's schon; vielleicht hat ihn der Paul in die Bücher gelegt, die der gnädige Herr in seinem Schlafzimmer hat (läuft nach links ab).

Melitta.

Die Briefe, die er bekommt, die läßt er sich also in die Bücher legen, die er abends liest. Das ist mir auch neu. Also deswegen liest er oft bis tief in die Nacht hinein; also deshalb sind ihm seine „lieben Bücher“ seine „stummen Freunde“, so lieb und wert. Jetzt weiß ich, was er aus seinem Goethe, Schopenhauer, Spinoza, und, weiß Gott, was er noch alles für Bücher dort liegen hat, herausliest. O! wie konnte ich denn nur so dumm, so dumm sein und diesem Manne, diesem Manne alles zu glauben, was er mir gesagt, mir vorgelogen hat.

Toni (freudig den Brief in der Hand).

Gnädige Frau, da ist schon der Brief. Richtig war er in einem Buch drinnen.

Melitta (nimmt den Brief).

Ich danke Ihnen, liebe Toni, Sie sind ein braves, ein treues Mädchen, das graue Kleid gehört jetzt Ihnen.

(Toni küßt Melitta nochmals die Hand und geht rechts ab.)

8. Szene.

Melitta.

Melitta (allein auf der Bühne).

Eine Damenschrift — da ist kein Zweifel — eine Damenschrift. Soll ich den Brief lesen, soll ich ihn nicht

lesen? Er gehört nicht mir, er gehört meinem Mann. Und doch gehört er mir, denn was meinem Mann gehört, gehört auch mir. Zwischen Mann und Frau sollen keine Geheimnisse sein – zu was? Warum soll die Frau nicht wissen, was den Mann drückt, was ihm das Herz schwer macht, daß er sich in einer Situation befindet, aus der er keinen Ausweg weiß. Warum soll die Frau nicht wissen, was den Mann erfreut? Die Frau ist doch die erste, die ihn trösten, die ihm helfen soll, die erste, die das Recht hat, sich mit ihm zu freuen. Zu was also Geheimnisse? Wer hat das Recht, sich in unsere Ehe hineinzudrängen, das Recht, sich zwischen mich und Norbert zu stellen? Wer nimmt sich das Recht heraus? und der es sich herausnimmt, den soll ich nicht kennen? Das geht zu weit (öffnet hastig den Brief, liest und unterbricht oft das Lesen, um ihrem Herzleid Luft zu machen).

„Mein liebster, bester, teurer Norbert!“

Das ist eine Perfidie, die ihresgleichen sucht: Mein liebster, bester, teurer Norbert – wie heißt denn nur diese infame Person? (wendet und liest:) Charlotte – infam.

„Heute angekommen, erfahre ich soeben von Berta, daß es dir famos geht, was mich natürlich sehr freut, daß aber deine Frau furchtbar eifersüchtig auf dich ist, du nirgends allein hingehen darfst, jeden deiner Schritte überwachen läßt, daß du aber, liebster

Schatz, Gott sei's gedankt, doch noch viel schlauer als dein Golddrache bist und daher noch immer Gelegenheit findest, deine alten Freundinnen zu besuchen. Wie schön und herzig wäre es von dir, liebster Norbert, wenn du noch heute auch deine dich noch immer treu und innigstliebende Charlotte glücklich machen würdest. Bitte, komme ganz bestimmt, ich kann und muß dir, liebster Schatz, eine Menge für dich sehr wichtige Neuigkeiten erzählen — du wirst staunen. Also bitte, bitte, komme noch heute ganz bestimmt zu deiner, sich nach dir innigst sehnenden, treuen, kleinen Charlotte.“

Ist das eine Frechheit, eine Perfidie, ich bin eifersüchtig, lasse ihn nirgends hingehen, lasse ihn überwachen, bin ein Golddrache, aber er ist schlauer als ich . . .

Jetzt ist's aus, vorbei mit allem! Das können doch nur seine Worte sein, das sind Worte aus seinen Erzählungen von mir, in diesen schmutzigen, ehrlosen Kreisen. Woher wüßten Sie dies alles? Das können nur seine Worte sein, mit welchen er sich wahrscheinlich ausredet, wenn er nicht kommen kann — und nun kommt das Echo zum Sprecher zurück.

Ich sitze ahnungslos im Theater oder im Konzert und denke an ihn, fort an ihn und er liegt in den Armen einer Kokotte, indes ihm eine andere

schreibt, und allen diesen frechen Dirnen diene ich zum Schlusse auch noch zum Gelächter und zum Spotte.

Mein Gott, mein Gott! Ich glaube, er gehört ganz mir, mir ganz allein und nun gehört er . . . (weint und sinkt in ein Fauteuil). Nein! ich werde nicht weinen und werde mich nicht kränken — ein Mann, der das seiner Frau antun kann, der ist nicht wert, daß man sich um ihn kränkt, daß man um ihn weint. Gehe du zu deiner Charlotte und bleibe bei deiner Berta — wär'st du doch immer bei ihnen geblieben und hättest du mich nicht um meine Ruhe, um mein ganzes Lebensglück elend belogen und betrogen . . .

Ich lasse mich scheiden und gehe weg von hier, weit, weit weg von hier, will nichts mehr sehen und nichts mehr hören. Wohin soll ich aber gehen? Die Eltern sind tot, Geschwister habe ich keine mehr, sind auch schon alle tot, es bleibt nur noch die gute Tante Mali, zu der kann ich aber nicht gehen, die ist zu alt; ihr nichts sagen, kann ich nicht und ihr die Wahrheit sagen, darf ich nicht . . . Wohin — wohin also?

9. Szene.

Melitta — Klara.

Klara

(in Theatertoilette, durch die Mitteltüre sprechend, eintretend).

Du läßt mich schön lange im Wagen sitzen, wo bleibst du denn? (Sieht plötzlich Melitta weinend, den Kopf am Arm, beim Tische sitzen.) Um Gotteswillen, Melitta, was ist denn geschehen? Du weinst ja!

Melitta (weinend).

Ich bin belogen, betrogen, bestohlen worden.

Klara.

Um Gotteswillen! während wir im Theater waren, bestohlen?

Melitta.

Betrogen von dem Manne, der mein alles, alles war, dem ich mehr geglaubt als mir selbst, dem ich alles anvertraut, dem ich alles, alles gegeben habe. Es ist zum wahnsinnig werden.

Klara.

Was ist denn geschehen?

Melitta.

Ich sagte doch, belogen, bestohlen und betrogen hat er mich, er, den ich über alles geliebt habe.

Klara.

Wieso belogen und bestohlen, ich verstehe dich nicht, Melitta.

Melitta.

Ach, Klara! wenn du wüßtest, wie namenlos unglücklich ich bin. Für mich gibt es auf dieser Welt nichts mehr als den Tod; zu was noch leben, zu was?

Klara.

Schau, Melitta, beruhige dich und sag' mir endlich, was ist denn eigentlich geschehen?

Melitta.

Hast du mich noch immer nicht verstanden?

Klara.

Nein, Melitta.

Melitta.

Norbert hat hinter meinem Rücken Bekanntschaften und Liebschaften über Liebschaften mit leichtsinnigen Frauenzimmern und ich . . . und ich . . .

Klara.

Melitta, das glaube ich nicht, das ist nicht wahr.

Melitta.

Ich habe es auch nicht geglaubt. Jetzt aber, jetzt glaube ich es, denn ich habe die Beweise in der Hand.

Klara.

Du hast Beweise, daß Norbert Liebschaften hat, von wem?

Melitta.

Ja, ich habe Beweise und sogar von der Geliebten selbst, schwarz auf weiß, willst du noch mehr? Hier hast du den Brief (gibt Klara den Brief).

Klara

(liest den Brief aufmerksam durch, Melitta beobachtet sie dabei, Klara gibt ihr den Brief zurück).

Ein Liebesbrief ist es, das ist kein Zweifel, sehr vertraulich, sehr intim und mehr noch verschweigend als sagend – aber . . .

Melitta.

Aber . . .

Klara.

Ich weiß nicht, aber mir kommt dieser Brief nicht so recht aus dem Herzen geschrieben vor, bitte, gib mir noch einmal den Brief. (Melitta gibt ihr den Brief, Klara liest ihn noch einmal und gibt ihn wieder zurück.) Ich möchte schwören, daß dieser Brief aufgesetzt und abgeschrieben worden ist. So schreibt man nicht, wenn man in aller Eile schreibt, und schon gar nicht, wenn man erst angekommen ist. Der Brief ist mir viel zu lang . . . Weißt du, Melitta, wenn wir Karnevalszeit hätten, so würde ich diesen Brief als einen Aufsitzer für Norbert halten, obwohl Norbert viel zu klug ist, um in eine solche plumpe Falle hineinzufallen.

Melitta.

Da hast du recht. Norbert ist viel zu klug, viel zu schlau, er ist noch mehr als schlau; aber jetzt ist alles verraten, er ist entlarvt, er hat mich betrogen, er ist ein Betrüger, ein Ehebrecher.

Klara.

Aber, Melitta, du weißt ja nicht mehr, was du sprichst. Um Gotteswillen, beruhige dich doch und höre mit solchen Worten, Beschuldigungen und Injurien auf.

Melitta.

Und die Beweise, die ich habe —

Klara.

Was für Beweise hast du denn, diesen albernen, blöden Brief da!

Melitta.

Wenn er nur deinem Manne gehören würde, dann würdest du ihn gewiß nicht albern und nicht blöde finden, dann möchtest du ganz anders sprechen. Das fremde Unglück erscheint immer klein. Trösten und ausreden ist immer leichter als selbst zu ertragen.

Ich möchte nicht sehen wollen, was du machen würdest; du wärest gewiß noch aufgeregter als ich es bin oder vielleicht ganz zusammen gebrochen.

Klara.

Das gebe ich zu. Unter der Last eines solchen, für eine Frau kaum zu ertragenden Unglückes kann man zusammenbrechen, aber es muß eben ein solches Unglück sein. Was dich getroffen hat, ist aber kein „Unglück“, sondern nur ein „unglücklicher Spaß“, denn für nichts anderes halte ich diesen Brief. Du

bildest dir ein, du bist belogen und betrogen worden. Du glaubst, daß Norbert hinter deinem Rücken Liebschaften hat, weil das Möglichkeiten sind, und nichts glaubt man leichter, als das, was möglich ist... Man glaubt und muß glauben, wofür sich keine Beweise erbringen lassen.

Der ernst denkende Mensch begnügt sich in deinem Falle aber nicht mit dem „Glauben“, sondern er sucht sich die „Gewißheit“ zu verschaffen, die durch Beweise und Tatsachen fest begründet ist und keinen Zweifel an der Wahrheit aufkommen läßt; er handelt nicht so wie du, vorschnell, unüberlegt im Glauben, sondern gut überlegend, basiert auf die erlangte Gewißheit, die über dem Glauben steht und keinen Zweifel kennt.

Hast du diese Gewißheit? Nein, Melitta, die hast du nicht, du glaubst nur.

Melitta.

Und dieser intime Verhältnisse verratende Liebesbrief und daß Norbert nicht zu Hause war, trotzdem er sagte, daß er zu Hause bleiben wird, das sind keine Beweise, das sind keine Tatsachen?

Klara.

Dafür, daß er dich um dein Eheglück und deine Herzensruhe betrogen hat, nicht. Norbert hat eben weggehen müssen.

Melitta.

Gewiß hat er das müssen. Wir wissen ja, wohin er gehen mußte. Er mußte zu seiner Charlotte gehen.

Klara.

Das glaubst du, daß er dorthin gegangen ist. Ich glaube es nicht. Norbert ist nicht dorthin gegangen, das ist ganz ausgeschlossen, das widerspricht gradeso seinem Charakter, wie es dem Charakter meines Mannes widersprechen würde, und daß August an mir nicht so schändlich handeln würde, das wirst du doch zugeben.

Melitta.

Das gebe ich sehr gerne zu, dein Mann wird nie mit solchen Damen intime Verhältnisse gehabt haben.

Klara.

Nun, Melitta, können zwei Männer jahrzentlang die besten Freunde bleiben, wenn sie so ganz verschiedene Charaktere, so ganz diametral entgegengesetzte Ansichten von Ehre und Pflicht haben?

Sei vernünftig und höre mich an: du gehst mit mir und kommst gegen 11 Uhr, denn solange dürfte die Walküre dauern, zu Hause, du machst so, als wenn du gerade aus dem Theater gekommen wärest und du wirst sehen, Norbert wird dir alles erzählen, es wird sich alles aufklären, warum er weggegangen ist, von wem der Brief ist usw. usw.

Melitta.

Das wird Norbert gewiß nicht machen.

Klara.

Woher weißt du das? Warum nicht?

Melitta.

Weil der Mann, der seiner Frau die Wahrheit, die ganze, volle Wahrheit, alles, alles sagen würde, sich gewiß auch selbst anklagen, sich selbst beschuldigen müßte und welcher Mann wird das tun? Er war ein Mann, bevor er noch geheiratet hat und die Erlebnisse in dieser Zeit wird er gewiß nicht erzählen und das, was er hinter dem Rücken der Frau erlebt, auch nicht. Diese Erlebnisse wissen nur er und seine besten Freunde und die kennen wir nicht und dürfen sie nicht kennen lernen.

Klara.

Zu was auch. In dem Momente, wo der Mann geheiratet hat, beginnt für ihn ebenso ein neuer Lebensabschnitt, wie für die Frau. Was war, das war, d. h. der Mann muß, wenn er heiratet, frei sein, ebenso frei, wie es das Mädchen sein muß – alles andere „war“. Wer seinen Stand ändert, ändert auch seine Rechte und Pflichten. Aber solange er in dem Stande ist, den er sich gewählt hat, muß er, wenn er

ein Ehrenmann sein will, nicht nur von seinen Rechten Gebrauch machen, sondern auch seine Pflichten ehrlich erfüllen und diese Pflichten nicht hinterlistig zu umgehen suchen, denn der das tut, der ist alles andere, nur kein Ehrenmann.

Melitta.

Und Norbert hat das getan.

Klara.

Aber Melitta! Norbert, dieser seelengute, liebe, brave . . .

Melitta.

Schon gut. Ich glaube dir schon alles, du bist ja auch verliebt in ihn und er in dich, ich habe das schon lang bemerkt, daß ihr euch sehr gerne seht, daß ihr euch auch liebt, aber ich wollte es nicht zeigen und nichts sagen. Ich habe es mir immer ausgedet, aber jetzt, wo ich weiß, wie Norbert ist, jetzt weiß ich auch, wie du bist. Jetzt sehe ich, endlich hat man mir die Augen geöffnet. Arme Melitta, wie glücklich warst du, als du noch blind warst und jetzt, nachdem du siehst, viel zu viel auf einmal siehst, wie bist du jetzt so namenlos unglücklich. O, hätte ich doch nie die Wahrheit erfahren, wär' ich doch ewig so blind geblieben, wie ich es jahrelang war.

Klara (sehr ernst).

Ich in Norbert und Norbert in mich verliebt! Melitta, das geht zu weit. Auch die Freundschaft, und wenn sie die innigste und herzlichste ist, darf nie vergessen, daß die erste, die heiligste Pflicht der Freundschaft die gegenseitige Achtung ist und die hast du tief verletzt. Von wem hast du diese Wahrheit erfahren? Wer hat dir die Augen geöffnet? Das muß ich wissen.

Melitta (eingeschüchtert).

Ehrentreu.

Klara (herzlich).

Jetzt bin ich wieder gut zu dir, ganz gut, denn es ist mir unsagbar leid um dich, du armes Kind. Warum hast du mir nicht gefolgt, sagte ich dir nicht: hüte dich vor diesem Ehrentreu. Du hast nicht gefolgt und hast dir dein ganzes Leben, dein ganzes Lebensglück von dieser Schlange Ehrentreu und seinem Schurkenstreich vergiften lassen . . . Komm mit mir, jetzt darfst du nicht hier, darfst du nicht allein bleiben (nimmt Melitta um die Mitte und geht mit ihr rechts ab).

10. Szene.

Paul – Toni.

Paul (mit Cäsar von links).

Jetzt heißt's bald Abschied nehmen, Cäsar, du bekommst einen and'ren Paul oder wer weiß, wie er heißen wird. Ja, Cäsar, treu sein ist nicht leicht,

dem man es ist, der schätzt es nicht und bei den anderen macht man sich durch die Treue nur recht verhaßt. Aber das macht nichts. Ich bin nicht der Erste und nicht der Letzte, dem Anhänglichkeit und Treusein so belohnt wird, aber das macht nichts. Ich bleib' doch so wie ich bin. Ein ehrlicher, treuer Mensch kann verkannt werden, aber es kommt auch die Zeit, wo er wieder erkannt wird und meine verstorbene Mutter hat oft zu mir g'sagt: Paul, merk' dir das Sprichwort:

„Auf Erden gibt's nicht besseren Fund,
Als treues Herz und stillen Mund.“

(Man hört klingeln. Paul schnell durch die Mitteltür ab. Cäsar bleibt allein auf der Bühne. Toni kommt von rechts, sieht im Salon herum, ob alles in Ordnung und geht wieder nach rechts ab.)

11. Szene.

Werner – Paul.

Werner.

Jetzt sagen Sie mir einmal langsam und ruhig, was ist denn geschehen, daß Sie so plötzlich fortgehen wollen?

Paul.

Ich will ja nicht fortgehen, gnädiger Herr, ich muß ja fortgehen.

Werner.

Aber Paul! was fällt Ihnen denn ein, das dürfen Sie nicht so ernst, nicht so tragisch nehmen, die Frauen sind schon manchmal ein bischen nervös, aber sie meinen das alles, was sie sagen, nicht so, wie sie es sagen. Also geben Sie mir jetzt den Brief.

Paul.

Ich werde ihn sofort bringen (geht schnell nach links ab).

Werner.

Wer könnte denn mir ins Haus schreiben? Bin wirklich sehr neugierig . . . (geht zum Klavier, setzt sich nieder, schlägt einige Akkorde an, präludiert).

Paul (aufgeregt).

Gnädiger Herr, denken Sie sich, der Brief ist nicht mehr da, den muß jemand genommen haben.

Werner.

Genommen? In mein Zimmer kommen doch nur die gnädige Frau, Sie und die Toni.

Paul.

Ich weiß schon, wer den Brief genommen hat, gnädiger Herr.

Werner.

Nun?

Paul.

Gewiß hat ihn die Toni genommen, denn die muß alles sehen, hören und wissen.

Werner.

(Klingelt.) Das ist mir ganz neu und sehr unangenehm.

12. Szene.

Toni — Werner — Paul.

Toni (von rechts, traurig, schluchzend).

Werner.

Was haben Sie denn? Gehen Sie vielleicht auch weg?

Toni.

Das nicht, aber die gnädige Frau ist fortgegangen, und hat so viel geweint, wer weiß, ob sie noch überhaupt zurückkommt, und deshalb bin ich so traurig.

Werner.

Warum hat sie denn geweint?

Toni.

Weil die gnädige Frau den Brief gelesen hat.

Werner.

Der an mich gekommen ist?

Toni.

Ja, gnädiger Herr, den Brief, den der Paul übernommen hat.

Werner.

Und wer hat der gnädigen Frau diesen Brief gegeben?

Toni.

Der Paul wollte den Brief nicht hergeben, so bin ich ihn suchen gegangen und habe den Brief endlich in einem der Bücher gefunden und der gnädigen Frau gegeben.

Werner.

Wer hat das Ihnen erlaubt, in meinen Büchern herumzsuchen? Wer hat Ihnen das erlaubt?

Toni.

Die gnädige Frau hat es mir befohlen, sie hat gesagt, sie muß den Brief um jeden Preis haben.

Werner.

Und wo ist jetzt der Brief?

Toni.

Den hat die gnädige Frau mitgenommen.

Werner (zu sich selbst).

Wenn ich nur eine Ahnung hätte, von wem dieser Brief ist?

Toni (einfallend).

Gnädiger Herr, das weiß ich. Es ist eine Einladung, der gnädige Herr soll noch heute zum Fräulein Charlotte kommen.

Werner (nachdenkend).

Charlotte, Charlotte – kann mich auf diesen Namen gar nicht erinnern. Charlotte, Charlotte – wo habe ich denn nur diesen Namen gehört? Ah! jetzt fällt mir's ein, auf dem Rathausball, als von Ehrentreu die Rede war – stimmt, stimmt.

Paul (mit fester Stimme einfallend).

Ja, gnädiger Herr, der Herr von Ehrentreu war heute auch hier.

(Toni macht eine drohende Geste.)

Werner.

Was, der Herr von Ehrentreu war hier, hier in meiner Wohnung?

Paul.

Ja, gnädiger Herr, er war hier und sogar sehr lange war er bei der gnädigen Frau, dort ist er gesessen.

Toni.

Lange war es nicht, gnädiger Herr, das ist nicht wahr.

Werner.

Sie habe ich nicht gefragt, gehen Sie (weist ihr die Türe).

(Toni geht traurig ab.)

Wann war der Herr hier, um wie viel Uhr?

13. Szene.

Paul — Werner.

Paul.

Nachdem der gnädige Herr weg war, ist die gnädige Frau Heinisch gekommen und wie die gnädige Frau noch da war, ist der Herr Ehrentreu gekommen. Zuerst hat er mich gefragt, ob der gnädige Herr zu Hause sind, ich habe g'sagt: „nein, der gnädige Herr ist in der Fabrik“, dann hat er mir ein Fünfkronenstück gegeben und hat gesagt: „Geben Sie diese Karte der gnädigen Frau, sagen Sie aber nichts dem gnädigen Herrn, daß ich da war.“

Werner (zu sich).

Das ist doch mehr als eine Infamie. Ich verbiete ihm mein Haus und er kommt doch und noch dazu, wenn ich nicht zu Hause bin, so ein ehrloser, gemeiner, niederträchtiger Mensch, so ein Schuft (zündet sich eine Zigarette an).

Paul.

Und wie der Herr von Ehrentreu weggegangen ist, war er sehr gut aufgelegt und hat mir noch einen Gulden gegeben und gesagt: „Wenn Sie folgen und dem gnädigen Herrn nichts sagen, werden Sie noch sehr viele Gulden bekommen, also nichts sagen, ich komme bald wieder.“

Werner.

So, er kommt bald wieder. Nun dann, Paul, soll er gleich ganz dableiben, verstanden, ganz dableiben. Wenn dieser Herr noch einmal kommen sollte, dann lassen Sie ihn herein, sperren ihn sofort in Ihr Dienerzimmer ein und telephonieren mir in die Fabrik, und der Herr bleibt so lange in Ihrem Zimmer, bis ich gekommen bin, haben Sie mich verstanden, Paul, gut verstanden, hereinlassen und einsperren.

Paul.

Jawohl, gnädiger Herr, aber . . .

Werner.

Was aber?

Paul.

Ich muß doch den Dienst verlassen, hat die gnädige Frau gesagt.

Werner.

Jetzt bleiben Sie, d. h. Paul, wenn Sie wollen, zwingen kann und will ich Sie nicht, obwohl ich Sie sehr gerne habe . . .

Paul (freudig).

Wenn's nur auf mich ankommt, dann bleib' ich so lange beim gnädigen Herrn, bis mich der liebe Gott in seinen Dienst nimmt.

Werner (klopft Paul auf die Schulter).

Schön, Paul, schön, da bleiben wir noch recht lange beisammen. Also nicht vergessen, hereinlassen und einsperren. Sagen Sie das auch dem Hans und dem Fritz. Ich werde mir schon Ordnung in meinem Hause zu verschaffen wissen . . .

Paul, bringen Sie mir jetzt wieder meine Bücher und die Zigarren.

(Paul geht nach links ab.)

Werner (allein).

Was nur dieser Schuft hat hier haben wollen. Nicht genug davon, daß ich ihm am Rathausball den Standpunkt neuerdings ordentlich klar gemacht habe und ihm gesagt, daß ich von ihm nichts mehr hören und sehen will; nicht genug davon, daß auch Freund Heinisch ihm wegen den Belästigungen seiner Frau mit dem „einsperren lassen“ gedroht hat, nein, nicht

genug, er kommt doch. Aber warte, du Frauenmarder, diesmal kommst du nicht so leicht davon, aus dieser Schlinge kommst du nicht heraus (geht durch die Mitteltür ab).

14. Szene.

Paul – Toni.

Paul

(von links mit Büchern, Zigarren und Cäsar).

So, Cäsar, kusch dich, 's Herrl kommt gleich.

Toni (von rechts).

Herr Paul!

Paul.

Lassen's mich in Ruh', Sie falsche Person Sie, Sie Diebin.

Ich habe geglaubt, mich trifft der Schlag, wie ich den Brief überall suche und nicht finden kann. Mit Ihnen spreche ich nichts mehr.

Toni.

Aber, Herr Paul, was hätte ich denn machen sollen?

Paul.

Den Brief hätten Sie dort liegen lassen sollen, wo er gelegen ist. Was geht Sie der Brief an, der nicht Ihnen gehört. Sie haben gar nichts zu tratschen

gehabt. Da haben Sie jetzt den Verdruß, den haben nur Sie am Gewissen, nur Sie ganz allein.

Aber so sind die Frauenzimmer, früher ist keine Ruhe, als bis nicht alles d'runter und d'rüber und durcheinander ist. Jetzt ist es Ihnen leichter ums Herz, nicht wahr, und was wird das End' vom Lied' sein? Wir werd'n alle miteinander oder nacheinander geh'n können. Das wird das End' sein, lassen Sie mich in Ruh'.

Toni.

Aber Herr Paul!

Paul.

Lassen's den Herrn Paul in Ruh'. Ich hab' Ihnen g'wiß recht gern g'habt, aber jetzt ist's aus mit uns zwei.

Toni.

Aber was hätt' ich denn machen sollen?

Paul.

Ich hab's Ihnen schon g'sagt, fremde Sachen liegen lassen.

(Man hört draußen vor der Mitteltüre zwei Männerstimmen.)

Was ist denn da für ein Lärm draußen? (Toni geht rechts ab.)

(Jetzt hört man ganz deutlich „Paul, Paul“ rufen, Paul stürzt zur Türe hinaus; einen Augenblick später kommen Paul und Hans, mit Ehrentreu in der Mitte, herein.)

15. Szene.

Ehrentreu — Paul — Hans — Toni.

Ehrentreu.

So lassen Sie mich doch endlich los. Ich bin ja kein Dieb, kein Mörder, was glauben Sie denn von mir? Ich habe Ihnen doch schon gesagt, ich wollte mich nur erkundigen, ob der gnädige Herr einen Brief erhalten hat, mehr wollte ich nicht wissen. Also, was wollen Sie noch von mir?

Paul.

Wir wollen gar nichts von Ihnen, aber gehalten werden Sie, bis der gnädige Herr kommt.

Ehrentreu.

Sind Sie doch vernünftig. Ich gebe jeden von Ihnen zehn Kronen und lassen Sie mich los und wieder fortgehen.

Hans.

Sonst wollen Sie nichts?

Paul.

Nicht um hundert Kronen kommen Sie früher weg, als bis der gnädige Herr da ist, verstanden?

Ehrentreu (wütend).

Das werden wir sehen (versucht sich mit Gewalt von den beiden loszureißen, aber umsonst, er wird festgehalten).

Paul (schreit).

Toni, Toni, rufen Sie schnell den gnädigen Herrn!

Toni (von rechts).

Um Gotteswillen, was ist denn geschehen?

Ehrentreu.

Ich bitte Sie, liebes Fräulein, sagen Sie doch diesen beiden Narren da, wer ich bin. Sie sollen mich doch schon endlich loslassen, sie halten mich ja fest, als ob ich ein Dieb oder ein Mörder wäre.

Toni.

Aber, so lassen's doch den Herrn los, kennen's ihn denn nicht mehr, das ist ja der Herr von Ehrentreu.

Paul.

Deswegen halten wir ihn ja, weil wir ihn kennen. Rufen's nur schnell den gnädigen Herrn, dann werden wir ihn schon loslassen — was Hans?

(Toni läuft weg.)

Hans.

Natürlich lassen wir ihn dann los — Befehl ist Befehl.

Ehrentreu.

Was ist Befehl? (sucht sich neuerdings loszureißen).

Paul.

Daß wir den Herrn von Ehrentreu, wenn er ins Haus kommt, so lange im Haus zu halten haben, bis der gnädige Herr kommt, das ist der Befehl, und wir sind ausgediente Soldaten und keine Narren, verstehen Sie, Sie grober Mensch Sie, und wenn Sie nicht bald aufhören mit dem Reißen und Stoßen, so werden wir Ihnen die Bildung schon beibringen, aber von außen, verstanden?

Hans.

Jawohl, von außen.

Ehrentreu.

Das ist eine bodenlose Gemeinheit, mich so behandeln zu lassen.

16. Szene.

Ehrentreu – Werner – Paul – Hans – Toni
und der Hund.

Werner

(furchtbar erregt, von links mit einer Reitpeitsche in der Hand).

Das sagt sich jeder Marder, wenn er in der Falle steckt und nicht heraus kann. Bravo! Paul, bravo!

Hans, das haben Sie sehr gut gemacht. Jetzt können Sie diesen – Herrn loslassen, bleiben Sie aber da, man kann nicht wissen . . .

(Paul und Hans stellen sich rechts von der Mitteltür auf, welche Paul von innen absperrt.)

Ehrentreu.

Was soll das heißen, Werner?

Werner.

Das wirst du sehr bald wissen und verstehen, und wenn du das alles nicht verstehen willst, dann wirst du es – fühlen.

Mit welchem Rechte hast du es gewagt, das Haus, mein Haus, zu betreten, wo ich dir dasselbe ebenso ausdrücklich verboten habe, wie jede andere, was immer für einen Namen habende Annäherung?

Ist deine Ehre schon so tief gesunken, daß du dich wie ein Dieb in ein Haus einschleichst? So tief gesunken, daß du selbst das Heiligste hier auf Erden, die Ehe deiner einstigen Freunde, nicht mehr achtest, sie zu besudeln, sie zu zerstören trachtest? Was wolltest du hier? Dasselbe, was bei Freund Heinisch? Hat dir die Androhung der Strafe nicht genügt? Willst du dieselbe unbedingt haben?

So wie du gehandelt hast und noch handelst, so benimmt sich nur ein Mensch, wie du es bist – ein ehrloser Mensch – ein Schuft.

Ehrentreu (kalt bis ins Herz hinein).

Wer ist ein Schuft?

Wer gibt dir das Recht, mich so behandeln zu lassen, mich so zu beleidigen? (steckt die rechte Hand in seinen Gehrock und sieht Werner herausfordernd an).

Werner.

Du selbst gibst mir das Recht dazu.

Was ist der Mensch, der seine arme, alte Mutter darben läßt, für sie kein Geld hat und das Geld, das er besitzt, mit Kokotten durchbringt? Was ist der Mann, der Verhältnisse anknüpft, zu heiraten verspricht, das Mädchen verführt und es dann mit seinem eigenen Kinde im Elend sitzen läßt? Ein solcher Mensch ist doch ehrlos, ein solcher Mensch ist doch ein Schuft und das bist du, du bist ein Schuft, du bist aber noch mehr . . .

Ehrentreu (herausfordernd, aber eisig kalt).

Werner, wenn du nicht sofort still bist, so werde ich dich dazu zwingen.

Werner.

Das werden wir sehen. In meinem Hause bist nicht du, sondern bin ich der Herr.

Ehrentreu

(zieht plötzlich aus seinem Gehrock einen Revolver heraus und schießt auf Werner mit dem Worte:)

Gewesen.

(Werner sinkt getroffen zusammen. Paul und Hans fangen ihn auf. Toni stürzt von rechts herein. Ehrentreu will entfliehen, findet aber die Mitteltür verschlossen, will nach links. Der Hund stürzt ihm nach und wirft ihn nieder. Hans stürzt sich auf Ehrentreu. — Während dieser Verwirrung fällt der Vorhang.)

Dritter Aufzug.



Dritter Aufzug.

(Derselbe Salon wie im ersten und zweiten Aufzug.)

1. Szene.

Dr. med. Berger — Dr. jur. Heinisch — Dr. jur. Wollner
— Paul.

(Paul ist beschäftigt, auf einem Tische Schreibzeug, Papier zu ordnen und eine Girandole aufzustellen; zündet die Kerzen an und löscht sie wieder aus. Die aus dem Krankenzimmer kommende linke Türe wird geöffnet und auf die Bühne kommen Dr. Berger, Dr. Heinisch und Dr. Wollner.)

Paul.

Ich bitte, Herr Staatsanwalt, dort auf dem Tische habe ich Papier, Schreibzeug und auch die Kerzen hingestellt.

Dr. Heinisch

(zu Paul). Danke bestens, lieber Paul.

(zu Dr. Wollner). Herr Dr. Wollner, hier ist alles, was Sie gewünscht haben.

Dr. Wollner.

Besten Dank, Herr Staatsanwalt. Die Herren werden schon die Freundlichkeit haben und mich einige Augenblicke entschuldigen, ich werde gleich fertig sein. Das Formelle, das habe ich schon in meiner

Kanzlei besorgt und fertig mitgebracht, ich habe daher nur noch das, was der arme Herr Werner vor Ihnen, meine Herren, als Zeugen, sagte, bei-, beziehungsweise einzusetzen.

(Setzt sich zu dem Tische, nimmt ein Paket aus der Brusttasche und schreibt.)

Dr. Berger, Dr. Heinisch (fast gleichzeitig).

Bitte, bitte, Herr Doktor.

Dr. Heinisch.

Ich hätte dem armen Norbert sehr gern diesen, ihm gewiß sehr aufregenden Moment des Testamentmachens erspart, aber man kann nie wissen, wie so ein schwerer Fall ausgeht, und endlich, was ein Schwerkranker wünscht. Und den Vorwurf, die Gelegenheit zur Erfüllung dieses letzten Wunsches versäumt zu haben, diesen schweren Vorwurf, den wollte ich mir selbst nicht machen und noch weniger machen lassen.

Dr. Berger.

Sie hatten ganz recht. Wenn der Kranke fühlt, daß es ihm schlecht und immer schlechter geht und er die Besorgnis hat, daß er möglicherweise nicht mehr gesund wird, wenn dann sein ganzes Leben vor seinen geistigen Augen noch einmal vorüberzieht und Ideenassoziationen in ihm Erinnerungen an Erlebnisse erwecken, an die er, solange er im Leben

stand, nie mehr gedacht, die er vielleicht schon ganz vergessen hat, dann kommt oft auch der Moment, wo ein schon früher gemachtes Testament modifiziert, auch ganz umgestoßen wird.

Je mehr der Kranke den sanften Druck der kalten Hand des Todes spürt, desto intensiver werden die Lebenserinnerungen und in diesen letzten Momenten wird vergeben und verziehen, was im Leben möglicherweise nie vergeben und verziehen worden wäre.

Dr. Heinisch.

Sie haben ganz recht, dann wird vergeben und verziehen, was nie vergeben und verziehen worden wäre. Die Liebe zu allen, die einen im Leben einmal nahegestanden sind, diese Liebe flackert noch einmal in all ihrer Kraft und Schönheit auf, um dann vielleicht für immer zu verlöschen . . .

Wie edel ist und welchen Beweis von seltener Herzensgüte gibt das jetzt von Norbert gemachte Legat für die beiden armen Kinder.

Dr. Berger.

Sehr richtig! Eine sehr schöne, im vollsten Sinne des Wortes edle Handlung.

Dr. Heinisch.

Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie erstaunt ich war und wie es mir ums Herz geworden ist, als sich

Norbert so plötzlich an unseren alten Jugendfreund erinnert hat, daß er wußte, daß es ihm so schlecht geht, daß er mit Armut und Not zu kämpfen hat, daß er zwei kleine Kinder hat – von alledem wußte ich bis jetzt gar nichts.

Dr. Berger.

Diese Überraschung hat man Ihnen, Herr Staatsanwalt, auch sehr deutlich angesehen und auch Herr Werner hat sie bemerkt, denn er lächelte so traurig vor sich hin, als wollte er Ihnen sagen: siehst du, was ich alles von unserem armen Freunde Fritz weiß . . . Die Herren waren also Jugendfreunde und selbstverständlich ein Herz und ein Sinn.

Dr. Heinisch.

Natürlich, ein Herz und ein Sinn. Was wir drei zusammen für tolle Geschichten erlebten und inszenierten – doch davon einmal später, bis der arme Norbert wieder gesund ist und mitlachen darf. Unser Jugendfreund Fritz war so ein richtiger „self made man“, hat alles nur sich selbst zu danken gehabt.

Coriolan, wie wir ihn wegen der innigen, opferfähigen Liebe zu seiner von ihm vergötterten Mutter nannten, war eine arme, ehrliche Haut durch und durch. Er war ein junger Mann, der sich, ohne zu outrieren, durch die ganze Oberrealschule und Technik

„durchgehungert“ hat, aber trotz seinen elenden pekuniären Verhältnissen nie den Humor verloren und sich selbst, trotz seiner Armut, nie vergeben hat. Ein ganz eigener, seltener Charakter.

Nach Absolvierung der Technik wurde er als Ingenieur bei den türkischen Bahnen, die damals gebaut wurden, angestellt.

Wir wechselten anfangs sehr viele, dann im Laufe der Zeit immer weniger Briefe und schon seit Jahren haben wir, ich wenigstens, gar nichts mehr von ihm gehört. Und deshalb war ich über das Legat für seine beiden Kinder so überrascht.

Woher wußte das Norbert alles?

Warum hat er mir nie ein Wort davon gesagt, daß es Coriolan so elend geht, daß er hier lebt, daß er krank ist? Alle diese Fragen stürmten plötzlich auf mich ein und deshalb meine große, verblüffend wirkende Überraschung.

Dr. Berger.

Das ist allerdings sehr seltsam. Ein Grund zum Verschweigen war seitens des Herrn Werner doch nicht vorhanden?

Dr. Heinisch.

Ich wußte keinen.

Dr. Wollner (vom Tische aufstehend).

Meine Herren, ich bin fertig. Ich bitte, die Fassung des neu hinzugekommenen Legates genau zu lesen

und wenn Sie mit dem Wortlaute einverstanden sind, dann bitte ich zu unterschreiben und zu siegeln. Sollten die Herren aber ihre Petschaften nicht bei sich haben, nun, dann bitte ich, ihre Siegel später in meiner Kanzlei beizusetzen.

Dr. Heinisch

(geht zum Tisch, setzt sich und liest sehr aufmerksam den Text durch und unterschreibt).

Ganz einverstanden. Mein Siegel werde ich gleich beisetzen.

(Zieht den Siegelring vom Finger. Paul zündet die Kerzen an, wärmt die Siegellackstange und betropft die ihm von Dr. Heinisch bezeichnete Stelle, auf die Dr. Heinisch sein Siegel drückt. Die Kerzen brennen weiter.)

Dr. Wollner.

Also mit Fassung, Stilisierung und Wortlaut sind Herr Staatsanwalt ganz einverstanden?

Dr. Heinisch.

Ganz einverstanden, lieber Herr Doktor.

Dr. Wollner

(ladet durch eine Handbewegung Dr. Berger ein, zu lesen und zu unterschreiben).

Bitte, Herr Doktor, so gütig zu sein und auch genau zu lesen und dann zu unterschreiben.

Dr. Berger

(nimmt das Schriftstück, liest stehend und bückt sich, um zu unterschreiben).

Ganz einverstanden, mein Siegel werde ich später in der Notariatskanzlei beisetzen.

(Paul löscht die Kerzen aus.)

Dr. Wollner.

Ganz gut, Herr Doktor. Danke, meine Herren, wir sind fertig.

Kommen die Herren vielleicht mit?

Dr. Berger.

Ich nicht, Herr Doktor, ich muß noch hier bleiben.

Dr. Heinisch.

Ich gehe mit, um Norberts Wunsch zu erfüllen. Hoffentlich treffe ich den geistlichen Herrn noch zu Hause an. Also auf Wiedersehen, Herr Doktor.

Bitte, lassen Sie mir später wieder telefonieren, wie es dem armen Norbert geht, bitte sehr darum.

Dr. Berger.

Gewiß, Herr Staatsanwalt. Also auf Wiedersehen.

(Die Herren verabschieden sich von Dr. Berger, der links in das Krankenzimmer Werners abgeht. Paul öffnet den beiden Herren die Mitteltür und geht nach ihnen ab.)

2. Szene.

(Die Bühne ist einen Augenblick leer, dann öffnet sich die Türe rechts, Toni geht, ganz in sich versunken, langsam über die Bühne und geht nach links ab, in das Krankenzimmer Werners.)

Klara — Paul

(treten durch die Mitteltüre, die Paul von außen geöffnet hat, auf die Bühne).

Klara.

Nun, wie geht es dem gnädigen Herrn?

Paul

(zuckt mit traurigen Mienen die Achseln).

Klara.

Ich kann noch immer nicht begreifen, mir noch immer nicht vorstellen, wie das alles geschehen konnte, wo Sie doch alle dabei waren.

Es ist nur ein Glück, daß es dem Herrn Doktor gelungen ist, die Kugel zu extrahieren, denn jetzt ist die größte Gefahr doch schon vorüber und daher die begründete Hoffnung vorhanden, daß alles wieder gut werden wird.

Paul.

Gnädige Frau, ich glaube das nicht.

Ich kenne den gnädigen Herrn viel besser und der Cäsar auch. Der Hund rührt sich seit gestern abends nicht vom Bett weg, er frißt nichts, er trinkt nichts und seufzt nur fort; er steht auf, schnuppert

zum gnädigen Herrn hinauf, kuschelt sich wieder und seufzt wieder . . . wenn ein Hund sich so benimmt, so ist das ein sehr schlechtes Zeichen, gnädige Frau, glauben Sie mir. Wenn Sie den gnädigen Herrn sehen möchten, wie er in seinem Bette liegt, die Augen zu, den Kopf so ganz auf die Brust gesunken — gnädige Frau, Sie möchten es auch nicht glauben, daß es besser werden wird.

Klara.

Aber Paul, der Herr Doktor muß es doch besser verstehen als Sie.

Paul.

Verstehen schon, gnädige Frau, aber sagen tut er's nicht, was er weiß.

3. Szene.

Dr. Berger — Klara — Paul.

Dr. Berger (von links eintretend).

Guten Morgen, gnädige Frau. Mir war's, als ob ich Ihre Stimme hören würde und da wollte ich mich überzeugen und freue mich herzlich, daß ich recht gehört habe.

Soeben ist der Herr Gemahl fortgegangen. Schön, sehr schön von Ihnen, gnädige Frau, daß Sie schon in aller Frühe gekommen sind, in so ernsten und schweren Stunden ist der Besuch einer treuen Freundin, die

zu trösten versteht, Trost und Hoffnung zu spenden weiß, wohl der beste Beweis einer wahren Herzensfreundschaft.

Klara

(die dem Doktor schon früher die Hand gegeben, verneigt sich leicht).

Wie geht es denn dem armen Norbert?

Dr. Berger (zögernd).

Nun, eigentlich, gnädige Frau, nicht so schlecht, als ich gestern abends befürchtet habe, es geht zwar noch immer nicht so, wie ich es gerne hätte, aber ich hoffe, daß die größte Gefahr bald vorüber sein dürfte.

Klara.

Also noch immer in Lebensgefahr?

Dr. Berger.

Leider ja, der Mörder, ich kann diesen Menschen nicht anders nennen, hat sehr gut, leider zu gut getroffen . . .

Klara.

Um Gotteswillen! (sinkt in ein Fauteuil und hält sich beide Hände vors Gesicht). Mein Gott, mein Gott, du armer Norbert!

Dr. Berger.

Dieser Ehrenmann hat diesen Schuß und diese namenlosen Schmerzen nicht verdient und noch dazu

von einem Menschen nicht verdient, der ihm zu so vielfältigem, großem Danke verpflichtet war, wie es Ehrentreu ist.

Aber, gnädige Frau, fassen Sie sich, solange noch sein Herz arbeitet, solange noch Körper und Seele beisammen sind, solange können, sollen und müssen wir hoffen, also hoffen wir (gibt Klara beide Hände, die sie ergreift).

Klara (mit von Tränen erstickter Stimme).

Also hoffen wir, Herr Doktor.

Dr. Berger.

Sagen Sie mir nur, gnädige Frau, wo ist denn die Gemahlin Herrn Werners? Ich kann es nicht begreifen, wie eine Frau in solch schweren Stunden ihren Mann allein lassen kann, ich verstehe das nicht, es ist mir direkt unfassbar.

Klara.

Ist denn Melitta nicht bei ihm?

Dr. Berger.

Jetzt nicht und ich habe sie noch nie beim Bette getroffen, möglich, daß die gnädige Frau in meiner Abwesenheit bei Herrn Werner war, das weiß ich natürlich nicht.

Paul.

Nein, Herr Doktor, die gnädige Frau war noch nicht ein einzigesmal beim gnädigen Herrn (geht nach links ab).

Dr. Berger.

Die Frauen sind in ihrem Denken, Tun und Lassen leider so oft nicht zu verstehen, sie gleichen lebendigen Rätseln der Sphinx, die noch der Lösung harren.

Ich als Arzt, der Reiche und Arme in Situationen kennen gelernt hat, wo die sanfte Hand des Todes langsam und zartfühlend die Maske herabzieht, die das Leben dem Lebenden gegeben hat, ich habe wiederholt die Erfahrung gemacht, daß die sogenannten „ungebildeten“ Frauen in diesen traurigen Stunden ganz anders denken, fühlen und handeln. Das Weib, das hängt an ihrem Manne mit Leib und Seele und alles, was zwischen ihnen vorgefallen ist, in diesen schweren, vielleicht letzten Stunden ist alles vergessen und verziehen und sie beweist bei Tag und Nacht, daß ihr Mann – ihr alles ist . . .

Wie anders oft die sogenannten „feingebildeten Damen“, die fühlen nicht so elementar. Die Gegenwart die zieht sie zum Krankenbette, die Vergangenheit, die Erinnerung an vorgekommene Differenzen und Zwistigkeiten die hält sie wieder zurück; es ist ein fortwährendes Schwanken, ein Überlegen, ein Hin und her zwischen „du sollst“ und „ich kann nicht“.

Endlich siegt auch hier zwar nicht die Liebe, sondern vielleicht nur die Angst und das Mitleid und überbrückt die Kluft, die das Leben geschaffen hat.

Wer weiß, ob Frau Werner nicht auch einen solchen schweren inneren Kampf mit sich selbst noch kämpft.

(Verneigt sich, gibt Klara die Hand und geht links ab)

Klara

(sieht ihm nach, als wollte sie ihm sagen: Sie haben recht, Herr Doktor).

4. Szene.

Klara — Melitta — Toni.

Toni (verweint von rechts).

Die gnädige Frau wird gleich kommen.

Klara.

Ist sie schon ruhiger?

Toni.

Ich weiß es nicht, ich kenne mich nicht mehr aus. Einmal sitzt die gnädige Frau und weint und schluchzt, daß einem das Herz zerspringen könnte, dann steht sie plötzlich auf, geht stumm im Zimmer auf und ab, bleibt stehen, als ob sie etwas tief überlegen würde, dann geht sie wieder auf und ab, bleibt

wieder stehen, überlegt wieder, dann setzt sie sich und fängt wieder zu weinen an und so geht es fort und fort.

Melitta (von rechts – Toni rechts ab).

Wie froh bin ich, daß du wieder da bist (fällt ihr um den Hals und weint). Es ist furchtbar, was ich ausstehe. Es ist zum wahnsinnig werden.

Klara.

Das glaube ich dir, arme Melitta. Den Mann, den du so lieb hast, so leiden sehen zu müssen und nicht helfen zu können, das ist wohl furchtbar, das ist zum wahnsinnig werden. Aber tröste dich, Melitta, die Wunde wird heilen und es wird alles, alles wieder gut und schön werden, so schön, wie es früher war.

Melitta.

Klara, alles nicht mehr.

Seine Wunde wird heilen, da hast du recht, davon bin ich überzeugt, aber die meine, die er mir mit seiner Treulosigkeit geschlagen, diese Herzenswunde, die wird nicht mehr heilen, die ist zu tief, viel zu tief. Die Wunden, welche rohe Hände schlagen, können geschickte, zarte Hände wieder heilen. Die Herzenswunden aber, welche die Treu- und Lieblosigkeit des Mannes der eigenen Frau schlägt, die kann selbst ein Engel nicht mehr heilen, die Liebe, die alles

entschuldigt und alles verzeiht, die kann sie vielleicht zum Vernarben bringen, aber die Erinnerung, die reißt sie immer wieder auf, sie bluten weiter und werden immer größer und schmerzhafter und endlich stirbt man d'ran.

Klara.

Melitta, siehst du noch immer nicht ein, daß alles nur ein Schurkenstreich von diesem ehrlosen Ehrentreu war?

Melitta.

Nein, ich kann es nicht einsehen. Ich möchte es sehr — sehr gerne einsehen, aber ich kann es nicht einsehen — ich kann es nicht.

Es ist war, Ehrentreu hat an Norbert herzlos, schändlich gehandelt, aber . . .

Klara (einfallend).

Was aber?

Melitta.

Aber Ehrentreu hat doch in allem recht gehabt. Norbert hat wirklich hinter meinem Rücken Liebschaften über Liebschaften mit ehrlosen, leichtsinnigen Dirnen und mir lügt er Glück und Treue vor.

Es gibt kein größeres Unglück für eine verheiratete Frau, als die Gewißheit zu haben, daß sie von ihrem Manne, den sie über alles liebt, um ihren größten Schatz, den sie besitzt, um ihr Eheglück betrogen worden ist.

Klara.

Ich gebe dir vollständig recht, Melitta, es gibt kein größeres Unglück und ich würde lieber sterben, als diese unglückselige Gewißheit das ganze Leben mit mir herumtragen zu müssen. Lieber plötzlich sterben, als an diesem schleichenden Gift der Treulosigkeit dahinzusiechen.

Aber hör' einmal, Melitta! Hör' zu! Hast du diese Gewißheit? Nein, die hast du nicht, Melitta. Du glaubst nur, sie zu haben. Lasse dich von diesen Riesenpolypen „Verleumdung“ mit seinen tausend häßlichen Armen, von diesen schwarzen Gedanken, von diesen abscheulichen Lügen und falschen Treulosigkeitsbeweisen nicht noch mehr und fester umgarnen und umstricken. Du wirst und mußt in diesem Nessusgewebe zugrunde gehen, wenn du es nicht mit eigener Hand zerreißt und auch nicht von Freundes-hand zerreißen, dich aus diesem Lug- und Truggewebe nicht befreien läßt.

Ich habe noch immer die feste Überzeugung, Norbert kann nicht so elend an dir gehandelt haben.

Melitta.

Und doch spricht alles gegen Norbert und alles stimmt, alles, was Ehrentreu gesagt hat.

Klara.

Das ist eben das, was mir die Gewißheit gibt, daß alles nur ein Schurkenstreich Ehrentreus ist, daß alles stimmt, was er gesagt hat.

Melitta.

Dieser Ansicht bin ich nicht, kann ich nicht und werde ich nie sein.

Klara (ärgerlich).

Nun, dann lebe wohl! Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen.

Ich habe alles getan, was ich als deine beste Freundin zu tun mich verpflichtet gefühlt habe.

Lebe wohl, Melitta, aber noch eines: du wirst es bereuen, bitter bereuen, daß du so gehandelt hast, leb wohl! (geht mit raschen Schritten der Mitteltüre zu).

Melitta (eilt ihr nach).

Aber Klara, um Gotteswillen, verlaß mich nur jetzt nicht. Was soll ich denn machen?

Klara.

Zu Norbert hingehen, sich auf sein Bett setzen, seine Hände in die deinen nehmen und beten, daß es ihm besser wird.

(Melitta fällt Klara um den Hals.)

5. Szene.

Klara — Melitta — Toni.

Toni (aus der Mitteltüre mit Tasse und Brief).

Ich bitte, es ist soeben ein Brief für die gnädige Frau abgegeben worden, hier ist er (reicht ihr die Tasse).

Melitta.

Ein Brief für mich?

Toni.

Ja, gnädige Frau.

(Melitta nimmt den Brief und sieht die Adresse an. Toni geht ab.)

Melitta.

Klara! Das ist dieselbe Schrift, wie die des unglückseligen Briefes an Norbert. Das ist die Schrift der Charlotte. Nein, nein, den nehme ich nicht an, den lese ich nicht.

Klara.

Gut, so gebe ihn mir, lesen müssen wir ihn unbedingt.

Melitta.

Da hast du den Brief, aber ich will nichts wissen, ich weiß schon genug.

Klara.

Sei doch vernünftig, Melitta (öffnet den Brief und liest denselben vor).

„Sehr geehrte gnädige Frau!

Ich bin überzeugt, daß Sie diesen Brief nicht erwartet haben, daß Sie denselben sehr seltsam, sehr gewagt, vielleicht noch mehr als dies alles finden werden, aber auf die Gefahr hin, daß gnädige Frau meine Zeilen vielleicht gar nicht der Mühe wert finden, zu lesen, habe ich dieselben doch geschrieben, denn was mir mein Gewissen, meine innere Stimme sagt, das mache ich und fällt es mir auch noch so schwer. Und dieser Brief ist mir sehr schwer gefallen.“

Melitta.

Das glaube ich, warum hat sie aber den ersten geschrieben? Ist ihr der auch so schwer gefallen? Ich glaube nicht.

Klara (liest weiter).

„Der Gedanke, daß ich leider eine Mitschuldige an dem großen Unglück bin, das sich gestern abends ereignet hat, eine Mitschuldige, aber ohne mein Wissen, drängt mich, Ihnen, gnädige Frau, alles zu erklären.

Ich bin überzeugt, daß gnädige Frau, wie fast alle verheirateten Damen, sowohl mich als auch alle meine Kolleginnen für egoistisch, leichtlebig und herzlos ansehen, daß Sie uns alle Gefühle, welche das Weib zum Weibe und den Mann, der es besitzt, glücklich machen, ganz absprechen oder mindestens als nur um des Geldes wegen erheuchelt hinstellen.“

Melitta.

Ja, das tun wir und mit vollem Rechte, denn solche Damen halte ich dieser edlen, schönen, echt weiblichen Gefühle für gar nicht mehr fähig.

Klara.

Alle nicht, aber einzelne schon, Ausnahmen gibt's überall (liest weiter).

„Ich bitte, gnädige Frau, nehmen Sie diese Offenheit nicht anders auf, als ich sie gemeint habe, sie soll nur beweisen, daß wir nicht so sind. Die meisten von uns, und ich gehöre zu ihnen, haben eine sehr traurige Jugend hinter sich und nicht Herzlosigkeit und Leichtsinn, sondern um Liebe und Mädchenehre schändlich und schmählich betrogen, von allen verachtet und verlassen, nur vom Hunger und vom Elend nicht, drängte uns das Schicksal auf Bahnen und in Gesellschaften, die wir tief im Herzen drinnen ebenso verachten wie Sie, gnädige Frau. Aber, gnädige Frau, wir haben keine Wahl mehr, uns stehen nur noch zwei Wege offen: entweder freiwillig sterben oder so weiterleben, wie wir leben, um leben zu können . . .“

Melitta.

Wie schön diese Person ihren häßlichen Lebenswandel zu maskieren versteht. Das können diese Damen.

Klara.

Das braucht keine Maske, das kann Wahrheit sein (liest weiter).

„Vor einiger Zeit lernte ich in einer Gesellschaft von Lebemännern und Roués Herrn von Ehrentreu kennen und gestern kam dieser Herr in meine Wohnung und sagte zu mir:

„Charlotte, ich und meine Freunde wollen uns mit einem alten Bekannten einen Spaß machen; wenn du diesen aufgesetzten Brief sofort abschreibst, so kannst du von mir verlangen, was du willst.“ Ich schrieb den Brief ab, ohne die Freunde zu kennen und ohne eine Berta zur Freundin zu haben.“

Melitta.

Glaubst du das, Klara?

Klara.

Warum nicht? (liest weiter).

„Dies alles wollte und mußte ich Ihnen, gnädige Frau, mitteilen und dann noch etwas: ich habe den Herrn Gemahl nie in unserer Gesellschaft gesehen, ich kenne ihn gar nicht.

Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, daß ich soviel von mir gesprochen und daß ich Ihnen unbewußt so große Schmerzen bereitet habe. Hätte ich auch nur die leiseste Ahnung von der furchtbaren Wirkung

dieses unglückseligen Briefes gehabt, ich hätte denselben um keinen Preis der Welt geschrieben.

Mit einem Handkuß verbleibe ich gnädiger Frau ergebenste

Charlotte Waldheim, Chansonettensängerin.“
Nun, Melitta, was sagst du zu diesem Brief?

Melitta.

Gib mir den Brief.

(Klara gibt ihr denselben.)

Kein Zweifel, es ist dieselbe Schrift (liest den Brief).

6. Szene.

Klara — Melitta — Toni.

Toni (aus der Mitteltür).

Gnädige Frau, es ist eine Frau draußen mit einem kleinen Mädel.

Melitta (das Lesen unterbrechend).

Und was will sie?

Toni.

Sie sagte, daß sie der gnädige Herr gestern für heute vormittag in sein Bureau bestellt hat.

Melitta (dreinfahrend).

Dann soll sie dorthin gehen und nicht hieher kommen.

Toni.

Sie war eben im Bureau in der Fabrik gewesen und dort hat sie auch von dem großen Unglück gehört und da ist sie nun hergekommen, ob sie nicht vielleicht mit der gnädigen Frau sprechen könnte.

Melitta.

Nun, Klara, was sagst du zu diesem Rendezvous, zu dieser Bestellung ins Bureau? Hier hast du diesen famosen Unschuldsbeweis von einer Chansonnetsängerin (zeigt auf den Brief) und draußen steht wahrscheinlich die Berta oder irgend eine andere mit seinem Kind. Es ist zum Wahnsinnig werden, was man da alles erfährt, wenn die deckende Hülle abgehoben wird.

Nein, nein, ich will sie nicht sprechen und auch nicht sehen. Wenn mein Mann sie mit dem Kinde ins Bureau bestellt hat, dann soll sie warten, bis mein Mann wieder ins Bureau kommt. Sagen Sie ihr das, Toni.

Klara.

So sei doch vernünftig, du weißt ja nicht mehr, was du sprichst. Wer weiß, was die Frau will. (Zu Toni:) Hat sie nicht gesagt, wie sie heißt?

Toni.

Berta, gnädige Frau, den Zunamen habe ich leider nicht verstanden, aber ich glaube, sie sagte Anden.

Melitta.

Daß sie aber Berta heißt, daß wissen Sie ganz bestimmt?

Toni.

Ganz bestimmt, gnädige Frau, sie hat Berta gesagt.

Melitta (triumphierend).

Also Berta, was habe ich früher gesagt? Glaubst du jetzt auch noch an die Unschuld Norberts?

Klara (erst nachdenkend, dann plötzlich).

Noch immer, Melitta.

Melitta (höhnisch).

Gut! Dann soll sie hereinkommen, damit du endlich deinen unglückseligen Irrtum einsiehst und aus ihrem eigenen Munde die Schande erfährst, die ich uns zu erfahren ersparen wollte. Sie soll nur hereinkommen, Toni.

(Toni durch die Mitteltür ab.)

7. Szene.

Klara — Melitta — Frau Branden und ihr Kind.

Frau Branden

(führt ihr Kind an der Hand. Beide sehr einfach, aber nett und rein angezogen. Frau Branden tritt schüchtern, verlegen durch die Mitteltür ein, man sieht ihr an, daß sie geweint hat).

Ich war soeben im Bureau des gnädigen Herrn . . .

Melitta (grob, arrogant dreinfahrend).

Das weiß ich schon, das haben Sie schon dem Stubenmädchen erzählt; also was wollen Sie von mir, was Sie von meinem Mann gewollt haben, das kann ich mir schon denken, geht mich aber gar nichts an.

Klara

(die Mitleid mit der tief erschrockenen Frau hat).

Aber Melitta! Sie müssen schon entschuldigen, liebe Frau, aber meine arme Freundin ist durch das Unglück, das sie getroffen hat, begreiflicherweise furchtbar aufgeregt, fast unzurechnungsfähig. Bitte, erzählen Sie nur weiter.

(Melitta sieht Klara sehr ärgerlich und Frau Branden verächtlich an.)

Frau Branden.

Ich war im Bureau des gnädigen Herrn, weil er mich gestern mit dem Kinde hinbestellt hat.

Melitta (höhnisch).

Das war sehr schön von ihm gewesen. Abends besucht er Sie und morgens bestellt er Sie in die Fabrik; das war sehr lieb, aber ebenso vorsichtig von ihm gewesen.

Klara (ärgerlich).

Aber Melitta! Ich bitte dich, beruhige dich doch schon einmal, du weißt ja nicht mehr, wie beleidigend du bist.

(Zu Frau Branden:) Bitte, erzählen Sie nur weiter.

Frau Branden.

Denn der gnädige Herr war gestern abends bei uns und . . .

Melitta.

Also wirklich bei Ihnen! Diese Frechheit, mir das noch ins Gesicht zu sagen.

Frau Branden (ganz erstaunt).

Ja, bei uns. Hat es der gnädige Herr nicht erzählt?

Melitta (höhnisch, wegwerfend).

Nein, solche Besuche hat er mir nicht erzählt und wird er mir gewiß auch nie erzählen.

Frau Branden.

Aber er hat es doch ganz bestimmt gesagt, daß er Ihnen, gnädige Frau, alles erzählen wird und der Herr Doktor hat es auch gehört, wie der gnädige Herr das gesagt hat.

Melitta.

Welcher Doktor?

Frau Branden.

Den der gnädige Herr mitgebracht hat.

Melitta.

Mein Mann hat zu Ihnen einen Doktor mitgebracht, zu was denn? Sie sehen doch nicht krank aus und dieses Kind auch nicht.

Frau Branden.

Ich bin auch nicht krank, gnädige Frau, und das Kind ist es auch nicht, aber mein armer Mann ist leider sehr schwer krank.

Melitta (erstaunt).

Sie haben einen Mann? Ich dachte, Sie sind ledig!

Frau Branden.

Nein, gnädige Frau, das bin ich nicht, ich bin schon über zehn Jahre verheiratet.

Mein Mann und der gnädige Herr waren zusammen auf der Technik und sehr gute Freunde.

Melitta (nachdenklich).

Zusammen auf der Technik?

Wie heißt denn ihr Mann?

Frau Branden.

Friedrich Branden.

Klara.

Friedrich Branden, das stimmt, Melitta, ich erinnere mich, daß August und Norbert einigemal von einem Freunde Fritz Branden gesprochen haben, der aber später ganz verschollen ist.

Frau Branden.

Ja, gnädige Frau, er hat den Herren nicht schreiben wollen, er hat sich geschämt, weil er keine schöne Stellung hatte, weil es uns so schlecht gegangen ist.

Klara.

Hat denn Ihr Mann keine Anstellung, keine Pension?

Frau Branden.

Leider nicht. Er war Ingenieur beim Bahnbau, hat sich aber vor Jahren, im Winter, bei einer mehrtägigen Schneeverwehung derart erkältet, daß er infolge dieser Erkältung rückenmarksleidend geworden ist.

Die Bahn hat ihm später eine Abfertigung gegeben und entlassen.

Er konnte wegen seiner Krankheit immer weniger und weniger verdienen und seit Monaten liegt mein armer Mann fast ganz gelähmt im Bett.

Klara.

Aber warum hat er denn nicht meinem Mann, dem Herrn Staatsanwalt Heinisch oder dem Herrn Werner geschrieben?

Frau Branden.

Das weiß ich nicht, gnädige Frau . . .

Gestern abends ist es nun meinem armen Fritz so schlecht geworden, daß er mich zu seinem Bette

gerufen hat und mir sagte: fasse dich, arme Berta, ich muß es dir sagen, ich fühle es, es geht zu Ende mit mir (spricht mit von Tränen erstickter Stimme weiter), aber tröste dich, verzage nicht, es wird dir nicht schlecht gehen und unseren Kindern auch nicht. Ich habe einen Jugendfreund, der wird dir gewiß helfen. Sei so gut und geh' schnell mit diesem Brief hin, vielleicht kommt er her, vielleicht kann ich ihm noch selbst um alles bitten, was mir am Herzen liegt. Ich bin, so schnell ich konnte, hieher gelaufen und habe den Brief abgegeben. Ich eilte zu Hause, aber bevor ich wieder zu Hause war — war schon der gnädige Herr und der Herr Doktor bei uns.

Melitta (aufgeregt).

Wann war das? Um wieviel Uhr beiläufig?

Frau Branden.

So etwas nach acht Uhr, gnädige Frau.

Melitta (sehr ernst und traurig).

Etwas nach acht Uhr . . . das würde stimmen . . . Jetzt wird mir langsam alles klar . . . (zu Klara:) Du hattest recht gehabt, es war ein Schurkenstreich gewesen . . . Wie konnte ich nur so blind und taub sein, nicht hören und nicht glauben wollen . . . So wirkt das Gift der Lüge, der Verleumdung, es macht uns blind und taub und alles andere kommt von selbst . . .

Der Sturm hat sich gelegt . . . Die schwarzen Wolken schwinden, die Sonne bricht sich langsam durch, ich seh' sie wieder . . . seh' mein altes Glück.

Nichts trennt mich mehr von ihm . . . Nun ist er wieder mein, wie er stets gewesen, mein Norbert, mein alles – alles . . .

Ich geh' zu ihm und bleib' bei ihm . . .

An sein Bett werde ich mich setzen, seine Hand in meine nehmen und ihn bitten, daß er mir verzeihen möge, und ich weiß, er wird verzeihen, er ist ja immer lieb und gut gewesen . . . wir werden wieder glücklich sein wie früher und ich – ihn niemals wieder kränken, sondern immer ihm vertrauen . . .

(Geht langsam zur Türe, die ins Krankenzimmer führt, in demselben Augenblicke aber, als sie öffnen will, öffnet

Dr. Berger die Türe von innen).

Dr. Berger.

Zu spät, gnädige Frau.

Melitta

(sinkt mit einem Aufschrei ohnmächtig zusammen, alle bemühen sich um sie).

(Der Vorhang fällt langsam herab).

o o o Schluß. o o o

Das Deutsche Volksblatt (24. Dezember 1908).

Musik und Leben . . . Ein Büchlein, das sowohl dem Berufsmusiker als auch dem musikfreundlichen Laien viel zu sagen hat, das von eingehender Beschäftigung mit der Musik und inniger Liebe zu ihr zeugt und das man gern immer und immer wieder durchblättert. Wir glauben, dem Büchlein die beste Empfehlung mit auf den Weg zu geben, wenn wir dem Autor selbst zu einigen Sachen das Wort geben. So seien aus der reichen Fülle hübscher Gedanken die nachstehenden verzeichnet: (Folgen 12 Aphorismen.)

Die Laibacher Zeitung (Nr. 160, 1908).

Wer der wahren musikalischen Kunst von Jugend an zugeführt wird, dem erschließt sich eine Welt voll unendlicher Schönheit; sein Sinn kann sich nimmer dem Seichten, Gemeinen, Rohen zuwenden und je mehr er sich in die klassischen Meisterwerke der großen Tonkünstler und Dichter vertieft, desto größer und reiner wird sein Interesse für die Musik sein.

Wir begrüßen daher auch jedes musikliterarische Werk, das diesen idealen Grundsätzen huldigt, sich an die musikalisch Gebildeten wendet, der Kunst, den Künstlern und dem Publikum nützen will, mit Freude, um so mehr, wenn aus diesem Werke literarische Bildung und Verstand spricht. In diesem Sinne hat uns das vorliegende Werkchen „Musik und Leben“, Aphorismen und Sentenzen von Friedrich Jedliczka, das im Verlage von Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg in geschmackvoller Ausstattung erschienen ist, eine angenehme Überraschung bereitet, da es nichtssagende Redensarten vermeidet und zumeist den Kern der Sache trifft.

Es klingt nicht wie Tadel, wenn wir behaupten, daß die Aphorismen auf Robert Schumannschen Einfluß hinweisen und auch jenen des geistvollen Romantikers in ihrer knappen Form ähneln. Gewisse Ähnlichkeiten zwischen Aussprüchen des großen Romantikers wird man ohne Schwierigkeiten herausfinden. So erklärt Robert Schumann u. a., ihm sei alles verhaßt, was nicht innerstem Drange entspringt; der Verfasser

des vorliegenden Buches schließt sich dem Meister mit der Behauptung an, „in der Musik und im Leben kann man nur dann etwas werden, wenn ein innerer Drang ohne Absicht auf Erfolg und Anerkennung nach vorwärts treibt“. J.

Die Grazer Tagespost (Nr. 15, 1909).

Musik und Leben . . . Der Verfasser dieses netten Büchleins plaudert in der kurzen und bündigen Form der Sentenz, über den Zusammenhang zwischen Musik und Leben. Wie jede Emanation menschlicher Betätigung ihren Urgrund im Leben hat, so auch die Kunst. Die Musik schöpft aus den mannigfachsten Regungen, und „erlebte“ Musik ist gewiß nicht die schlechteste. Man sieht, an Berechtigung zu Aussprüchen über dieses Thema fehlt es nicht. „Die Ehe kann mit vollem Recht als ein Akkord angesehen werden, denn beide können auf die Dauer sich nicht allein angehören, sie müssen aus sich heraus etwas schaffen.“ Oder: „Aller guten Dinge sind drei; dies gilt auch beim musikalischen Vortrage: Tempo, Richtigkeit und Verständnis.“ So wechselt Heiteres mit Ernst, Leichteres mit tiefen Wahrheiten. Jedenfalls kann man aus diesen Zeilen etwas lernen; nicht nur im Augenblicke geistreich zu sein, sondern auch mit so manchem Unangenehmen sich abzufinden, durch die Macht der Töne.

o. h.

NARODNA IN UNIVERZITETNA
KNJIILNICA



00000476245



